

Schleier der Unsterblichkeit

by

Bruno Schelig
(*wissensweben.de*)

Kapitel 1: Die Verwandlung

Die Nacht war schwarz wie Tinte, als Eleonore Deveraux zum letzten Mal als Sterbliche atmete. Paris im Jahre 1789 war ein gefährlicher Ort für eine junge Frau allein, besonders in den dunklen Gassen nahe der Seine, wo der Geruch von Armut und Revolution in der Luft hing. Doch Eleonore hatte keine Wahl gehabt. Nach dem Tod ihrer Eltern an der Schwindsucht war sie allein geblieben, eine Waise mit nichts als ihrem scharfen Verstand und ihrer außergewöhnlichen Schönheit.

Der Vampir, der sie ausgewählt hatte, beobachtete sie seit Wochen. Lestat de Lioncourt – ein Name, den sie erst später erfahren sollte – war von ihrer Furchtlosigkeit fasziniert. Wie sie trotz aller Widrigkeiten überlebte, wie sie mit erhobenem Kopf durch die Straßen ging, während um sie herum die Welt in Flammen stand. Die Französische Revolution hatte gerade erst begonnen, und das Blut der Aristokraten würde bald in Strömen fließen.

"Du bist anders", hatte er ihr zugeflüstert, als er sie schließlich in jener verhängnisvollen Nacht ansprach. Seine Stimme klang wie Samt und Honig, hypnotisch und verführerisch. "Du verdienst mehr als dieses kurze, brutale Leben. Du verdienst die Ewigkeit."

Eleonore hätte fliehen sollen. Irgendwo in ihrem Inneren wusste sie, dass dieser Mann – nein, dieses Wesen – gefährlich war. Aber seine Augen, diese unnatürlich blauen Augen, hielten sie gefangen. Sie sah darin ein Versprechen von etwas, das sie nie für möglich gehalten hatte: Freiheit von Hunger, von Angst, von Sterblichkeit.

"Was bist du?", hatte sie gefragt, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern.

Sein Lächeln enthüllte Zähne, die zu spitz, zu weiß waren. "Ich bin die Nacht selbst", antwortete er. "Und ich biete dir an, mit mir zu tanzen – für immer."

Die Verwandlung war Schmerz und Ekstase zugleich. Lestats Zähne durchbohrten ihre Haut wie glühende Nadeln, und sie spürte, wie ihr Leben langsam aus ihr herausgesaugt wurde. Die Welt um sie herum verblasste, wurde zu einem fernen Echo. Als sie dachte, es wäre vorbei, als die Dunkelheit sie fast vollständig verschlungen hatte, öffnete Lestat seine eigene Ader und presste sein Handgelenk gegen ihre Lippen.

"Trink, ma chérie. Trink und werde neu geboren."

Das Blut des Vampirs war wie flüssiges Feuer, das durch ihre Adern strömte und jeden Winkel ihres sterbenden Körpers erreichte. Es war süßer als der teuerste Wein, berausender als jedes irdische Vergnügen. Eleonore trank gierig, klammerte sich an Lestats Arm wie eine Ertrinkende. Mit jedem Schluck spürte sie, wie etwas in ihr starb – und etwas Neues, etwas Mächtiges geboren wurde.

Als sie die Augen wieder öffnete, war die Welt verändert. Die Nacht war nicht länger dunkel für sie; sie konnte jedes Detail sehen, jede Textur, jede Farbe mit einer Klarheit, die überwältigend war. Sie konnte das Rascheln der Ratten in den Abwasserkanälen hören, das Flüstern der Liebenden zwei Straßen entfernt, den Herzschlag eines schlafenden Kindes in einem nahegelegenen Haus.

"Was hast du mit mir gemacht?", fragte sie, erschrocken über den melodischen Klang ihrer eigenen Stimme.

Lestat strich ihr sanft über die Wange. "Ich habe dich zu meinesgleichen gemacht, ma petite. Du bist nun ein Vampir – unsterblich, mächtig, frei von den Ketten der Menschheit."

Die ersten Stunden ihrer neuen Existenz waren ein Rausch der Sinne. Lestat führte sie durch die nächtlichen Straßen von Paris, zeigte ihr, wie man jagt, wie man tötet, wie man das Blut der Lebenden trinkt, ohne sie zu vernichten – obwohl er selbst selten solche Zurückhaltung übte. Eleonore lernte schnell, angetrieben von einem Hunger, der intensiver war als alles, was sie je als Mensch empfunden hatte.

Doch ihre Euphorie währte nicht lange. In der dritten Nacht nach ihrer Verwandlung kehrten sie zu Lestats verstecktem Refugium zurück – einem verlassenen Herrenhaus am Rande der Stadt – nur um es in Flammen vorzufinden.

"Jäger", zischte Lestat, sein schönes Gesicht zu einer Maske des Zorns verzerrt. "Sie haben uns gefunden."

"Jäger?", fragte Eleonore verwirrt. "Wer würde uns jagen?"

"Die Talamasca", erklärte Lestat hastig, während er sie in die Schatten zog. "Ein uralter Orden von Sterblichen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Übernatürliche zu studieren – und manchmal zu vernichten. Sie verfolgen mich seit Jahrzehnten."

Eleonore spürte plötzlich eine neue Art von Angst. Als Mensch hatte sie den Tod gefürchtet, aber als Unsterbliche fürchtete sie nun etwas anderes: die Ewigkeit allein zu verbringen, ohne ihren Schöpfer, der ihr noch so viel beibringen musste.

"Was werden wir tun?", fragte sie, während sie beobachtete, wie die Flammen höher schlugen und das einst prächtige Gebäude verschlangen.

Lestats Augen glitzerten im Feuerschein. "Wir werden fliehen, ma chérie. Paris ist nicht mehr sicher für uns. Die Revolution bietet zu viele Möglichkeiten für unsere Feinde, sich zu verstecken." Er nahm ihre Hand. "Die Welt ist groß, und die Nacht gehört uns. Wir werden reisen, erkunden, leben wie die Götter unter den Menschen."

So begann ihre Flucht – eine Reise, die sie durch Europa führen würde, über Ozeane und Kontinente, immer einen Schritt voraus vor denen, die sie jagten.

Die ersten Wochen waren die schwierigsten. Eleonore musste nicht nur lernen, mit ihren neuen Kräften umzugehen – ihrer übermenschlichen Stärke, ihrer Geschwindigkeit, ihrer Fähigkeit, die Gedanken der Sterblichen zu manipulieren – sondern auch mit den Einschränkungen ihrer Existenz: der tödlichen Wirkung des Sonnenlichts, dem unstillbaren Durst nach Blut, der Isolation von der menschlichen Gesellschaft.

Lestat erwies sich als ungeduldiger, aber effektiver Lehrer. "Du musst schneller lernen", drängte er sie oft. "Die Talamasca sind hartnäckig. Sie werden nicht aufgeben, bis sie uns gefunden haben."

Sie reisten nur bei Nacht, versteckten sich tagsüber in verlassenen Gebäuden, Krypten oder, wenn nötig, in der Erde selbst. Eleonore hasste diese Momente am meisten – das Gefühl, lebendig begraben zu sein, umgeben von Dunkelheit und Stille, während die Sonne über ihnen am Himmel wanderte.

In Venedig, zwei Monate nach ihrer Flucht aus Paris, begegneten sie zum ersten Mal einem anderen übernatürlichen Wesen. Sie hatten in den Katakomben unter der Stadt Zuflucht gesucht, als sie auf eine Frau trafen, deren Augen in der Dunkelheit wie Katzenaugen leuchteten.

"Lestat de Lioncourt", sprach sie mit einer Stimme, die wie das Rascheln trockener Blätter klang. "Ich dachte, du wärest in Paris verbrannt."

Lestat versteifte sich neben Eleonore. "Cassandra", erwiderte er kühl. "Immer noch am Leben, wie ich sehe. Die Jahrhunderte waren nicht freundlich zu dir."

Die Frau – Cassandra – lachte, ein Geräusch wie zerbrechendes Glas. "Und du hast dir ein neues Spielzeug gemacht." Ihre glühenden Augen richteten sich auf Eleonore. "Armes Kind. Weißt du, was er ist? Was er getan hat?"

Bevor Eleonore antworten konnte, hatte Lestat die Frau an die feuchte Steinwand gedrückt, seine Hand um ihre Kehle. "Vorsicht, Hexe", knurrte er. "Deine Kräfte mögen alt sein, aber meine sind älter."

Cassandra lächelte trotz seines Griffs. "Die Talamasca sind in der Stadt, Vampir. Sie wissen, dass du hier bist. Und diesmal haben sie Verbündete – Werwölfe aus den Alpen. Sie werden dich finden, und sie werden dich und dein Kind vernichten."

Lestat ließ sie abrupt los. "Wir müssen sofort weg", sagte er zu Eleonore. "Venedig ist nicht mehr sicher."

"Nirgendwo ist sicher für euch", rief Cassandra ihnen nach, als sie durch die feuchten Tunnel flohen. "Der Orden wird nicht ruhen, bis ihr beide Asche seid!"

In dieser Nacht überquerten sie die Lagune und flohen in die italienische Landschaft. Eleonore war voller Fragen, die Lestat nur widerwillig beantwortete.

"Was ist eine Hexe?", fragte sie, während sie durch einen dichten Wald eilten.

"Eine Sterbliche mit der Gabe, die Naturkräfte zu manipulieren", erklärte Lestat knapp. "Manche sind harmlos, andere... nicht. Cassandra ist uralte, fast so alt wie ich. Sie hat einen Pakt mit dunklen Mächten geschlossen, um ihr Leben zu verlängern."

"Und Werwölfe?"

Lestat verzog das Gesicht. "Bestien. Menschen, die sich bei Vollmond in Wölfe verwandeln – oder schlimmer noch, in etwas Dazwischenliegendes. Sie sind stark, schnell und haben einen besonderen Hass auf unsere Art."

Eleonore versuchte, all diese neuen Informationen zu verarbeiten. Die Welt, die sie einst für so einfach gehalten hatte, enthüllte sich als ein komplexes Geflecht übernatürlicher Wesen und uralter Konflikte.

"Warum jagt uns die Talamasca?", fragte sie schließlich. "Was hast du getan?"

Lestat blieb stehen und sah sie mit einem Ausdruck an, den sie nicht deuten konnte – Reue? Zorn? Bedauern? "Ich habe gelebt, Eleonore. Ich habe existiert und dabei Spuren hinterlassen. Für Wesen wie die Talamasca ist das Grund genug."

Sie wusste, dass er nicht die ganze Wahrheit sagte, aber sie drängte nicht weiter. Die Nacht neigte sich dem Ende zu, und sie mussten einen sicheren Unterschlupf für den kommenden Tag finden.

In den folgenden Wochen reisten sie ostwärts, immer tiefer in Gebiete, die Lestat als "wilder, aber sicherer" bezeichnete. Sie durchquerten die Alpen, wo der Schnee selbst in den Sommermonaten auf den höchsten Gipfeln lag, und erreichten schließlich die dichten Wälder Transsilvaniens.

"Hier werden wir eine Weile bleiben", entschied Lestat, als sie ein verlassenes Schloss entdeckten, halb versteckt zwischen bewaldeten Hügeln. "Die Menschen hier sind abergläubisch genug, um uns in Ruhe zu lassen, aber nicht so organisiert, dass sie eine echte Bedrohung darstellen."

Das Schloss war verfallen, aber immer noch imposant. Hohe Türme ragten in den Nachthimmel, und die steinernen Mauern waren dick genug, um das Sonnenlicht fernzuhalten. Für Eleonore fühlte es sich fast wie ein Zuhause an – das erste seit ihrer Verwandlung.

In der dritten Nacht ihrer Anwesenheit spürten sie jedoch, dass sie nicht allein waren. Ein Heulen durchschnitt die Dunkelheit, gefolgt von einem zweiten und einem dritten – ein Chor von Wölfen, der näher zu kommen schien.

"Das sind keine gewöhnlichen Wölfe", flüsterte Lestat, plötzlich angespannt.

Sie standen auf den Zinnen des Schlosses und blickten in den Wald hinaus. Dort, zwischen den Bäumen, bewegten sich Schatten – größer als normale Wölfe, mit Augen, die im Mondlicht glühten.

"Die Werwölfe haben uns gefunden", sagte Lestat grimmig. "Und wenn sie hier sind, kann die

Talamasca nicht weit sein."

Eleonore spürte, wie Angst in ihr aufstieg – nicht um ihr Leben, sondern um ihre neu gewonnene Freiheit. Sie wollte nicht fliehen, nicht schon wieder. "Können wir nicht kämpfen?", fragte sie. "Du hast gesagt, wir seien mächtig."

Lestat lächelte dünn. "Mächtig, ja. Aber nicht unbesiegbar. Ein Werwolf allein wäre kein Problem, aber ein Rudel..." Er schüttelte den Kopf. "Und die Talamasca hat Waffen, die speziell für unsere Art entwickelt wurden."

Bevor sie antworten konnte, hörten sie ein neues Geräusch – das Knarren von Wagenrädern auf dem Weg zum Schloss. Lestat packte Eleonores Arm. "Wir müssen gehen. Jetzt."

"Wohin?", fragte sie verzweifelt.

Sein Blick wanderte nach Osten. "Nach Russland. Oder weiter, nach Asien. Irgendwohin, wo ihre Macht schwächer ist."

Als sie durch einen geheimen Tunnel unter dem Schloss flohen, während über ihnen die Werwölfe heulten und die Schritte der Talamasca-Agenten widerhallten, schwor sich Eleonore, dass sie eines Tages aufhören würden zu fliehen. Sie würde stark werden, mächtiger als Lestat, mächtiger als ihre Verfolger. Und dann würde sie zurückschlagen.

Die Welt war voller Wunder und Schrecken, die darauf warteten, entdeckt zu werden. Und sie hatte die Ewigkeit vor sich, um sie alle kennenzulernen.

Als sie durch die dichten Wälder Osteuropas eilten, konnte Eleonore nicht ahnen, welche Begegnungen und Herausforderungen noch vor ihr lagen. Die übernatürliche Welt, in die sie eingetreten war, war komplexer und gefährlicher, als sie je vermutet hätte. Und ihr Schöpfer, Lestat de Lioncourt, trug Geheimnisse mit sich, die älter waren als die meisten menschlichen Zivilisationen.

Ihre Reise hatte gerade erst begonnen.

Kapitel 2: Blut und Schnee

Die russische Winterlandschaft erstreckte sich vor ihnen wie ein endloses Leichentuch. Eleonore hatte nie zuvor einen solchen Winter erlebt – weiß, grausam und majestätisch zugleich. Der Schnee dämpfte alle Geräusche, schuf eine Stille, die selbst für ihre übernatürlich scharfen Sinne unheimlich war. Drei Monate waren seit ihrer überstürzten Flucht aus Transsilvanien vergangen, drei Monate ständiger Bewegung, immer ostwärts, immer tiefer in Gebiete, die Lestat als "die Wildnis jenseits der zivilisierten Welt" bezeichnete.

"Die Talamasca hat hier weniger Einfluss", hatte er ihr erklärt, während sie durch verschneite Wälder wanderten. "Ihre Macht konzentriert sich auf Westeuropa. Hier im Osten folgen die Menschen älteren Göttern, älteren Aberglauben."

Eleonore war nicht überzeugt. "Wenn es hier so sicher ist, warum halten wir dann nicht an? Warum suchen wir uns kein Versteck, wie das Schloss in Transsilvanien?"

Lestats Lachen war bitter. "Weil nichts für immer sicher ist, ma chérie. Das ist die erste Lektion, die ein Vampir lernen muss. Die Ewigkeit ist lang, und Feinde haben ein gutes Gedächtnis."

Sie reisten nur bei Nacht, wenn der Mond sein silbernes Licht über die Schneelandschaft goss und die Temperatur auf Werte fiel, die einen Sterblichen innerhalb von Minuten getötet hätten. Für Eleonore und Lestat war die Kälte kaum spürbar – eine weitere Eigenschaft ihrer untoten Natur, die Eleonore immer noch faszinierte.

In dieser Nacht hatten sie ein kleines Dorf am Rande eines riesigen Waldes erreicht. Die Holzhütten lagen unter dicken Schneeschichten begraben, nur die Rauchsäulen aus den Schornsteinen verrieten, dass hier Leben existierte.

"Wir müssen uns nähren", sagte Lestat und betrachtete das Dorf mit hungrigen Augen. "Es ist zu lange her."

Eleonore spürte, wie ihr eigener Hunger sich regte – ein brennendes Gefühl in ihrer Kehle, ein Ziehen in ihren Fangzähnen. Sie hatten sich seit fast einer Woche nicht genährt, hatten sich mit dem Blut von Waldtieren begnügt, das zwar den schlimmsten Hunger stillte, aber nie wirklich befriedigte.

"Müssen wir töten?", fragte sie leise. Diese Frage stellte sie immer wieder, obwohl sie die Antwort kannte.

Lestat seufzte theatralisch. "Du und deine Moral, Eleonore. Nach all diesen Monaten hängst du immer noch an deiner Menschlichkeit." Er strich ihr sanft über die Wange. "Nein, wir müssen nicht töten. Aber es macht so viel mehr Spaß."

Eleonore schauderte, nicht vor Kälte, sondern vor der Leichtigkeit, mit der Lestat über das Töten sprach. Sie hatte in den Monaten seit ihrer Verwandlung gelernt, dass es möglich war, von Menschen zu trinken, ohne sie zu töten – ihnen nur so viel Blut zu nehmen, dass sie geschwächt, aber lebendig blieben. Es war schwieriger, erforderte mehr Selbstbeherrschung, aber es erlaubte ihr, einen letzten Rest ihrer Menschlichkeit zu bewahren.

"Wir trennen uns", entschied Lestat. "Du nimmst die Hütten am Waldrand, ich nehme die näher am Dorfzentrum. Sei vorsichtig – die Menschen hier sind abergläubisch und könnten gefährlicher sein als du denkst."

Mit diesen Worten verschwand er in der Dunkelheit, schnell und lautlos wie ein Raubtier. Eleonore blieb allein zurück, ihr Hunger ein schmerzhaftes Pochen in ihrem Inneren. Sie atmete tief durch – eine alte Gewohnheit aus ihrem menschlichen Leben, die keine physiologische Notwendigkeit mehr

hatte, aber beruhigend wirkte – und machte sich auf den Weg zu den abgelegenen Hütten.

Die erste Hütte, die sie erreichte, war klein und ärmlich. Durch ein eisbedecktes Fenster konnte sie im Inneren eine Familie ausmachen – Eltern und drei Kinder, alle in einem Raum zusammengepfertcht, schlafend unter dicken Fellen. Der Anblick erinnerte sie an ihr eigenes Leben in Paris, an die Armut und Enge, die sie dort erlebt hatte. Sie wandte sich ab. Nicht diese Familie. Nicht heute Nacht.

Die zweite Hütte stand etwas abseits, größer und besser gebaut als die erste. Eleonore schlich um das Gebäude herum und fand ein Fenster, durch das sie ins Innere spähen konnte. Ein einzelner Mann saß an einem Tisch, eine Öllampe brannte neben ihm, während er in einem Buch las – ein ungewöhnlicher Anblick in dieser abgelegenen Gegend.

Eleonore konzentrierte sich, nutzte ihre vampirischen Sinne, um mehr über den Mann zu erfahren. Er war älter, vielleicht fünfzig, mit einem grauen Bart und wettergegerbter Haut. Sein Herzschlag war stark und regelmäßig. Und etwas an ihm war... anders. Eine Aura, die sie nicht ganz erfassen konnte.

Sie klopfte leise an die Tür. Ein Moment verging, dann hörte sie schwere Schritte, und die Tür öffnete sich einen Spalt.

"Wer ist da?", fragte der Mann auf Russisch, eine Sprache, die Eleonore dank Lestats Unterricht inzwischen verstand.

Sie setzte ihr unschuldigstes Lächeln auf, ließ ihre vampirische Anziehungskraft wirken – jene subtile Macht, die Sterbliche dazu brachte, ihnen zu vertrauen, sich zu ihnen hingezogen zu fühlen. "Eine Reisende", antwortete sie in derselben Sprache. "Verloren im Schnee. Bitte, ich brauche nur einen Moment Zuflucht."

Der Mann betrachtete sie durch den Türspalt, seine Augen verengt. Dann, zu ihrer Überraschung, lachte er – ein tiefes, kehliges Lachen, das sie erschauern ließ.

"Eine Vampirin, die um Einlass bittet", sagte er, nun auf Französisch, ihre Muttersprache. "Wie höflich. Die Jungen heutzutage haben bessere Manieren als zu meiner Zeit."

Eleonore erstarrte. Dieser Mann wusste, was sie war. Und er sprach Französisch. Die Warnung in ihrem Kopf schrie Talamasca, doch etwas an ihm passte nicht zu dem Bild, das Lestat von den Jägern gezeichnet hatte.

"Wer bist du?", fragte sie, bereit zur Flucht.

Der Mann öffnete die Tür weiter. "Mein Name ist Gregor Antonov. Und nein, ich gehöre nicht zur Talamasca, falls das deine Sorge ist." Er trat zur Seite. "Komm herein, wenn du möchtest. Ich bin zu alt, um mich vor dem Tod zu fürchten, und zu weise, um nicht zu wissen, dass du mich längst hättest töten können, wenn du es gewollt hättest."

Zögernd trat Eleonore ein. Das Innere der Hütte war überraschend geräumig und voller Bücher – Regale an den Wänden, Stapel auf dem Boden, auf Tischen und Stühlen. In einer Ecke stand ein kleiner Altar mit Kerzen und seltsamen Symbolen, die sie noch nie zuvor gesehen hatte.

"Du bist ein Gelehrter", stellte sie fest, während ihr Blick über die Bücher wanderte.

Gregor schloss die Tür hinter ihr. "Unter anderem. Manche würden mich einen Hexer nennen, andere einen Einsiedler oder einen Verrückten." Er kehrte zu seinem Tisch zurück und deutete auf einen freien Stuhl. "Setz dich, wenn du möchtest. Es ist lange her, dass ich Gesellschaft hatte – besonders so... interessante Gesellschaft."

Eleonore setzte sich vorsichtig, ihr Hunger momentan vergessen angesichts dieser unerwarteten Begegnung. "Woher wusstest du, was ich bin?"

Der alte Mann lächelte, ein Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. "Ich habe mein Leben damit verbracht, das Übernatürliche zu studieren. Ich erkenne einen Vampir, wenn ich einen sehe – selbst einen so jungen und schönen wie dich."

"Und du hast keine Angst?"

"Angst?" Gregor lachte wieder. "Mein Kind, ich habe Dinge gesehen, die weit schrecklicher sind als ein hungriger Vampir. Dinge, die in den Tiefen dieser Wälder lauern, Dinge, die älter sind als deine Art."

Eleonores Neugier war geweckt. In den Monaten seit ihrer Verwandlung hatte Lestat ihr nur widerwillig Informationen über die übernatürliche Welt gegeben, in die sie eingetreten war. "Was für Dinge?"

Gregor lehnte sich zurück, betrachtete sie mit einem durchdringenden Blick. "Warum sollte ich dir das erzählen? Was bietest du im Austausch für mein Wissen?"

"Mein... Begleiter und ich könnten dich verschonen", antwortete Eleonore, obwohl die Worte selbst in ihren Ohren hohl klangen.

Der alte Mann schnaubte. "Du hättest mich ohnehin nicht getötet. Ich sehe es in deinen Augen – du bist anders als die meisten deiner Art. Du kämpfst noch gegen deine Natur." Er beugte sich vor. "Nein, ich will etwas anderes. Ich will deine Geschichte hören. Wie du zu dem wurdest, was du bist. Wer dein Schöpfer ist. Wovor ihr flieht."

Eleonore zögerte. Lestat hatte ihr eingeschärft, niemandem zu vertrauen, niemandem ihre Geschichte zu erzählen. Aber dieser alte Mann wusste bereits so viel, und etwas an ihm – eine tiefe Weisheit in seinen Augen – ließ sie glauben, dass er ihr helfen könnte.

"Mein Name ist Eleonore Deveraux", begann sie. "Ich wurde in Paris geboren, im Jahr 1768. Vor etwa sechs Monaten verwandelte mich ein Vampir namens Lestat de Lioncourt."

Gregors Augen weiteten sich bei der Erwähnung von Lestats Namen. "Lestat de Lioncourt", wiederholte er leise. "Der Prinz mit den goldenen Locken. Die Geißel Europas."

"Du kennst ihn?", fragte Eleonore überrascht.

"Von ihm gehört", korrigierte Gregor. "Geschichten, Legenden. Er ist berüchtigt, selbst in diesen entlegenen Gebieten." Der alte Mann rieb sich nachdenklich den Bart. "Wenn Lestat dein Schöpfer ist, dann ist es kein Wunder, dass die Talamasca euch jagt. Er hat viele ihrer Agenten getötet im Laufe der Jahrhunderte."

Eleonore fühlte, wie sich ein Knoten in ihrem Magen bildete. Lestat hatte ihr nie die volle Wahrheit über seine Vergangenheit erzählt, hatte immer ausweichend geantwortet, wenn sie nach den Gründen für ihre Verfolgung fragte.

"Was weißt du über die Talamasca?", fragte sie.

Gregor stand auf und ging zu einem der Bücherregale. Er zog ein altes, in Leder gebundenes Buch hervor und blätterte darin, bis er die gesuchte Seite fand. "Die Talamasca ist ein uralter Orden von Sterblichen, die das Übernatürliche studieren und dokumentieren. Sie wurden vor über tausend Jahren gegründet, ursprünglich als Beschützer der Menschheit vor übernatürlichen Bedrohungen." Er legte das Buch vor Eleonore auf den Tisch. Die Seite zeigte eine Illustration von Männern in dunklen Roben, die ein Symbol trugen – ein Auge in einem Dreieck.

"Aber wie bei allen menschlichen Organisationen", fuhr Gregor fort, "hat sich ihr Zweck im Laufe der Zeit verändert. Einige in ihren Reihen suchen immer noch nach Wissen, andere nach Macht. Und manche..." Er zögerte. "Manche suchen Rache."

"Rache wofür?"

"Für die, die sie verloren haben. Für die, die von Wesen wie dir und deinem Schöpfer getötet wurden." Gregor schloss das Buch. "Die Talamasca hat ein langes Gedächtnis, Eleonore Deveraux. Und Lestat hat ihnen über die Jahrhunderte viel Grund gegeben, ihn zu hassen."

Eleonore versuchte, diese neuen Informationen zu verarbeiten. War Lestat wirklich der rücksichtslose Mörder, als den Gregor ihn darstellte? Sie hatte seine Grausamkeit gesehen, seine Freude am Töten, aber auch seine Fürsorge für sie, seine Geduld bei ihrem Lernen.

"Du sagtest, es gäbe Dinge in diesen Wäldern, die älter sind als Vampire", sagte sie, das Thema wechselnd. "Was für Dinge?"

Gregors Gesicht verdunkelte sich. "Die alten Slawen nannten sie Leschiye – Waldgeister, Herren des Waldes. Aber das ist eine Vereinfachung. Sie sind... anders. Nicht lebendig wie Menschen oder Tiere, nicht untot wie Vampire, nicht an die Mondphasen gebunden wie Werwölfe." Er senkte die Stimme. "Sie sind Teil des Waldes selbst, so alt wie die ältesten Bäume. Und sie hassen Eindringlinge."

"Sind sie gefährlich?"

"Für dich und deinen Schöpfer? Vielleicht. Sie können die Gestalt von Bäumen annehmen, von Tieren, sogar von Menschen. Sie können dich in die Irre führen, dich tiefer und tiefer in den Wald locken, bis du den Weg nicht mehr zurückfindest." Gregor deutete auf das Fenster, hinter dem der dunkle Wald lag. "Deshalb leben die Menschen hier am Rand des Waldes, nicht in seiner Mitte. Deshalb hängen sie Amulette an ihre Türen und sprechen Gebete, bevor sie den Wald betreten."

Eleonore folgte seinem Blick zum Fenster. Der Wald draußen schien plötzlich bedrohlicher, die Dunkelheit zwischen den Bäumen tiefer, unergründlicher.

"Gibt es einen Weg, sie zu besänftigen?", fragte sie.

Gregor zuckte mit den Schultern. "Respekt. Opfertgaben. Manche sagen, sie bevorzugen Blut – tierisches oder menschliches. Andere behaupten, sie können durch Musik besänftigt werden." Er lächelte dünn. "Aber das sind alles Geschichten. Die Wahrheit ist, dass niemand wirklich weiß, was diese Wesen wollen oder denken."

Ein plötzliches Geräusch von draußen ließ Eleonore aufhören – ein leises Klopfen, wie von Ästen gegen Holz. Gregor schien es nicht zu hören, oder er ignorierte es.

"Es gibt noch andere Wesen in diesen Wäldern", fuhr er fort. "Rusalkas – Wassergeister, die Männer in Seen und Flüsse locken, um sie zu ertränken. Domovoi – Hausgeister, die Familien beschützen oder quälen, je nach Laune. Und natürlich die Upyr."

"Upyr?"

"Die slawische Version des Vampirs. Älter, primitiver als deine Art. Sie sind mehr wie... Leichen, die vom Blutdurst getrieben werden. Ohne Verstand, ohne Seele." Gregor schüttelte den Kopf. "Sie sind selten geworden, aber man sagt, tief im Wald existieren noch einige."

Das Klopfen von draußen wurde lauter, rhythmischer. Diesmal hörte es auch Gregor. Er runzelte die Stirn und stand auf, um zum Fenster zu gehen.

"Seltsam", murmelte er. "Es gibt keinen Wind heute Nacht."

Eleonore spürte plötzlich eine Präsenz – nicht Lestat, etwas anderes. Etwas Altes, Fremdes. Sie stand ebenfalls auf, ihre Sinne in höchster Alarmbereitschaft.

"Gregor", sagte sie leise, "ich glaube, wir sind nicht allein."

Der alte Mann drehte sich zu ihr um, sein Gesicht plötzlich ernst. "Nein, das sind wir nicht." Er ging schnell zu seinem Altar und nahm eine kleine Schale mit einer pulverartigen Substanz. "Hier, nimm das. Streue es über die Schwelle, wenn du gehst."

"Was ist das?"

"Ein Schutz. Mehr kann ich dir jetzt nicht sagen." Er drückte ihr die Schale in die Hand. "Du solltest gehen. Finde deinen Schöpfer und verlasst dieses Dorf. Geht weiter nach Osten, überquert die Berge. Dort gibt es ein Tal, das die Einheimischen das 'Tal der Vergessenen' nennen. Sucht dort Zuflucht."

Das Klopfen wurde zu einem Hämmern, und nun gesellten sich andere Geräusche dazu – ein leises Wispern, wie von vielen Stimmen, die gleichzeitig flüsterten, und ein Rascheln, als würden sich unzählige Blätter im Wind bewegen, obwohl die Nacht windstill war.

"Was passiert hier?", fragte Eleonore, nun wirklich beunruhigt.

Gregors Augen waren weit, sein Gesicht blass. "Sie kommen. Die Leschiye. Sie haben gespürt, dass etwas Fremdes in ihren Wald eingedrungen ist." Er schob sie zur Tür. "Geh jetzt. Finde Lestat. Verlasst diesen Ort."

"Aber was ist mit dir?"

Der alte Mann lächelte grimmig. "Ich habe lange genug mit ihnen gelebt, um zu wissen, wie man sie besänftigt. Geh."

Eleonore zögerte nur einen Moment, dann öffnete sie die Tür und trat hinaus in die Nacht. Die Luft war erfüllt von seltsamen Geräuschen und Gerüchen – der Duft von feuchtem Moos und verrottenden Blättern, obwohl alles unter Schnee begraben lag, das Flüstern von Stimmen, die keine menschlichen Worte formten.

Sie streute das Pulver über die Schwelle, wie Gregor es ihr aufgetragen hatte, und sah, wie es kurz aufglühte, bevor es im Schnee verschwand. Dann wandte sie sich um und rannte in Richtung Dorfmitte, auf der Suche nach Lestat.

Das Dorf schien verändert. Die Schatten zwischen den Hütten waren tiefer geworden, bewegten sich auf eine Weise, die nicht natürlich war. Eleonore nutzte ihre vampirische Geschwindigkeit, huschte von Schatten zu Schatten, ihre Sinne angespannt nach jeder Spur von Lestat suchend.

Sie fand ihn schließlich am Dorfplatz, über einen leblosen Körper gebeugt – ein junger Mann, dessen Kehle aufgerissen war, das Blut dunkel im Schnee.

"Lestat!", rief sie, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern, aber laut genug für seine übernatürlichen Sinne.

Er blickte auf, sein Gesicht blutbefleckt, seine Augen glühend vor Blutlust. "Eleonore", sagte er, seine Stimme rau. "Hast du dich genährt?"

"Wir müssen gehen", drängte sie. "Jetzt sofort. Etwas kommt aus dem Wald."

Lestat runzelte die Stirn und stand auf, ließ den toten Körper achtlos fallen. "Was meinst du? Was kommt aus dem Wald?"

"Die Leschiye", sagte sie, Gregors Warnung wiederholend. "Waldgeister. Sie haben uns gespürt."

Lestat wischte sich das Blut vom Mund und sah sie skeptisch an. "Und woher weißt du das, ma chérie?"

"Ein Mann im Dorf – Gregor Antonov. Er wusste, was wir sind. Er hat mich gewarnt."

Bei der Erwähnung des Namens verfinsterte sich Lestats Gesicht. "Antonov? Der Hexer?" Er packte

Eleonore am Arm. "Was hast du ihm erzählt?"

"Nichts... nur meinen Namen und dass du mein Schöpfer bist." Sie versuchte, seinen Griff abzuschütteln. "Lestat, das ist jetzt nicht wichtig. Wir müssen—"

Ein ohrenbetäubendes Krachen unterbrach sie – das Geräusch eines berstenden Baumes. Sie drehten sich beide um und sahen, wie am Waldrand eine massive Gestalt aus den Bäumen trat – humanoid, aber unmöglich groß, mindestens drei Meter hoch, mit einer Haut, die wie Baumrinde aussah, und Gliedmaßen, die sich wie Äste bewegten.

"Leschiye", flüsterte Lestat, nun selbst alarmiert. "Verdammt."

Weitere Gestalten traten aus dem Wald – einige menschenähnlich, andere tierisch, wieder andere völlig fremdartig in ihrer Form. Sie alle bewegten sich mit einer unheimlichen Langsamkeit, als hätten sie alle Zeit der Welt.

"Wir können sie nicht bekämpfen", sagte Lestat, seine frühere Arroganz verschwunden. "Nicht alle auf einmal."

"Gregor sagte, wir sollen nach Osten fliehen, über die Berge", berichtete Eleonore hastig. "Zu einem Ort, den er das 'Tal der Vergessenen' nannte."

Lestat sah sie überrascht an. "Das Tal der Vergessenen? Er hat dir davon erzählt?" Ein seltsamer Ausdruck huschte über sein Gesicht – Hoffnung? Furcht? "Vielleicht ist der alte Hexer doch nützlicher, als ich dachte."

Die Waldwesen kamen näher, ihre Bewegungen jetzt zielgerichteter. Einige der Dorfbewohner waren aus ihren Hütten gekommen, standen erstarrt vor Angst oder knieten im Schnee, murmelten Gebete in einer alten Sprache.

"Wir müssen jetzt gehen", drängte Lestat und zog Eleonore mit sich. "Ostwärts, zu den Bergen."

Sie flohen durch die Nacht, nutzten ihre übernatürliche Geschwindigkeit, um Abstand zwischen sich und die Verfolger zu bringen. Hinter ihnen hörten sie das Krachen von Holz und die Schreie der Dorfbewohner – ob aus Angst oder Schmerz, konnte Eleonore nicht sagen.

"Was sind diese Wesen wirklich?", fragte sie, während sie durch den tiefen Schnee eilten.

"Älter als wir", antwortete Lestat knapp. "Älter vielleicht als die Menschheit selbst. Sie sind die Seele des Waldes, sein Bewusstsein, sein Zorn." Er warf einen Blick über die Schulter. "Und sie hassen Eindringlinge, besonders solche wie uns, die Tod bringen."

"Werden sie uns folgen?"

"Nicht über ihre Grenzen hinaus. Der Wald ist ihr Reich, ihre Macht. Jenseits davon sind sie schwächer." Er deutete auf die dunkle Silhouette der Berge am Horizont. "Wenn wir die Berge erreichen, sollten wir sicher sein."

Sie liefen weiter, stundenlang, ohne Pause. Der Schnee unter ihren Füßen knirschte, der Himmel über ihnen begann sich langsam aufzuhellen – ein Warnzeichen für Vampire, dass der Tag nahte.

"Wir müssen Schutz suchen", sagte Lestat schließlich. "Die Sonne wird bald aufgehen."

Sie hatten den Fuß der Berge erreicht, eine felsige, unwirtliche Landschaft. Lestat führte sie zu einer Höhle, versteckt zwischen Felsen und verkrüppelten Bäumen.

"Hier werden wir den Tag verbringen", entschied er. "Bei Einbruch der Dunkelheit setzen wir unseren Weg fort, über die Berge."

Die Höhle war kalt und feucht, aber tief genug, um sie vor dem tödlichen Sonnenlicht zu schützen. Eleonore ließ sich erschöpft auf den Steinboden sinken. Der Hunger nagte immer noch an ihr – sie

hatte sich in dieser Nacht nicht nähren können.

"Was ist das 'Tal der Vergessenen'?", fragte sie, während Lestat den Eingang der Höhle mit Schnee und Ästen tarnte.

Er hielt inne und sah sie lange an, als würde er abwägen, wie viel er ihr erzählen sollte. "Ein Zufluchtsort", sagte er schließlich. "Ein Ort, an dem unsere Art seit Jahrhunderten Schutz gefunden hat. Es gibt dort eine Gemeinschaft von Vampiren – klein, aber alt und mächtig."

Eleonore richtete sich auf, plötzlich interessiert. "Eine Gemeinschaft? Du meinstest, wir müssten allein bleiben, isoliert."

"Das ist normalerweise sicherer, ja." Lestat setzte sich ihr gegenüber. "Aber manchmal... manchmal braucht man Verbündete. Und die Vampire im Tal sind anders. Sie leben nach eigenen Regeln, abgeschieden von der menschlichen Welt."

"Kennst du sie?"

Ein Schatten huschte über Lestats Gesicht. "Einige von ihnen. Es ist lange her." Er schien mehr sagen zu wollen, hielt dann aber inne und schüttelte den Kopf. "Ruh dich aus, Eleonore. Der Weg über die Berge wird schwierig sein, selbst für uns."

Eleonore wollte mehr fragen, über das Tal, über die Vampire dort, über Lestats Verbindung zu ihnen. Aber die Erschöpfung der Nacht und der nahende Tag forderten ihren Tribut. Sie spürte, wie die Lethargie sie überkam, jene seltsame Starre, die Vampire bei Tagesanbruch erfasste.

Ihre letzten Gedanken, bevor die Dunkelheit sie umfing, galten Gregor Antonov und seinen Warnungen. Was hatte der alte Hexer noch alles gewusst? Und warum hatte Lestat so seltsam reagiert, als sie seinen Namen erwähnte?

Die Antworten würden warten müssen. Für jetzt gab es nur die Dunkelheit und die Stille des Tages, während draußen die Sonne über eine Welt aufging, die mit jedem Schritt ihrer Reise fremder und gefährlicher wurde.

Kapitel 3: Das Tal der Vergessenen

Die Überquerung der Berge erwies sich als brutaler, als Eleonore es sich vorgestellt hatte. Drei Nächte lang kämpften sie sich durch Schneestürme und über vereiste Pässe, kletterten steile Felswände hinauf und durchquerten tiefe Schluchten. Selbst mit ihrer vampirischen Stärke und Ausdauer war die Reise erschöpfend. Die Kälte, die sie normalerweise kaum spürte, schien hier in den Höhen tiefer zu gehen, bis in ihre untoten Knochen zu dringen.

"Wie viel weiter noch?", fragte Eleonore in der dritten Nacht, während sie auf einem schmalen Grat balancierten, zu beiden Seiten gähnende Abgründe.

Lestat, der vorausging, blieb stehen und deutete nach Osten, wo sich zwischen zwei massiven Berggipfeln eine dunkle Senke abzeichnete. "Dort. Das Tal der Vergessenen liegt jenseits dieser Schlucht."

Der Mond stand hoch am Himmel, sein silbernes Licht ließ den Schnee glitzern wie Diamanten. In dieser Höhe war die Luft so klar, dass Eleonore das Gefühl hatte, die Sterne mit bloßen Händen greifen zu können. Es war eine Schönheit, die fast schmerzte – so rein, so weit entfernt von der Gewalt und dem Blut, die ihr neues Leben bestimmten.

"Wirst du mir endlich erzählen, was uns dort erwartet?", fragte sie, während sie ihren Weg fortsetzten. "Du hast kaum über diesen Ort gesprochen, seit wir das russische Dorf verlassen haben."

Lestat seufzte, ein Hauch von Atem in der eisigen Luft. "Es ist... kompliziert. Das Tal ist ein Zufluchtsort, wie ich dir sagte. Aber es ist auch mehr als das." Er zögerte. "Es ist ein Ort der Geheimnisse, der alten Macht. Die Vampire dort sind nicht wie ich – nicht wie die meisten unserer Art in Europa."

"Inwiefern?"

"Sie folgen einem älteren Weg. Einem, der zurückreicht bis zu den ersten unserer Art." Lestat blieb stehen und drehte sich zu ihr um, sein Gesicht im Mondlicht seltsam verletzlich. "Sie nennen sich selbst 'Die Bewahrer'. Sie glauben, dass Vampire eine heilige Pflicht haben – nicht zu töten aus Lust oder Hunger, sondern zu beschützen, zu bewahren."

Eleonore runzelte die Stirn. "Zu beschützen? Wen oder was?"

"Das Gleichgewicht", antwortete Lestat kryptisch. "Zwischen unserer Welt und... anderen Welten."

Bevor Eleonore nachfragen konnte, was er damit meinte, setzte Lestat seinen Weg fort, nun schneller als zuvor. Sie folgte ihm schweigend, während ihre Gedanken rasten. In den Monaten seit ihrer Verwandlung hatte sie gelernt, dass die Welt weit komplexer war, als sie je als Sterbliche vermutet hatte – voller übernatürlicher Wesen und verborgener Mächte. Aber Lestats Andeutungen über "andere Welten" öffneten eine völlig neue Dimension des Unbekannten.

Sie erreichten die Schlucht kurz vor Mitternacht. Ein schmaler, gefährlich aussehender Pfad führte hinab in die Dunkelheit. Lestat blieb am Rand stehen, sein Blick in die Tiefe gerichtet.

"Von hier an müssen wir vorsichtig sein", sagte er leise. "Das Tal ist geschützt – nicht nur durch seine Abgeschiedenheit, sondern auch durch alte Magie. Wir werden erwartet werden."

"Woher wissen sie, dass wir kommen?", fragte Eleonore.

Lestat lächelte dünn. "Sie wissen immer, wenn jemand unserer Art sich nähert. Es ist Teil ihrer... Gabe." Er streckte seine Hand aus. "Bleib nah bei mir. Folge meinen Schritten genau. Der Pfad ist tückischer, als er aussieht."

Hand in Hand begannen sie den Abstieg. Der Pfad war kaum mehr als ein schmaler Vorsprung, der sich an der Felswand entlangschlängelte, stellenweise so schmal, dass sie sich mit dem Rücken an den Fels pressen mussten, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Selbst mit ihren übernatürlichen Reflexen war es ein gefährliches Unterfangen.

Je tiefer sie kamen, desto wärmer wurde die Luft – ein seltsames Phänomen, das Eleonore zunächst für eine Täuschung ihrer Sinne hielt. Doch bald war der Unterschied unverkennbar. Der Schnee auf dem Pfad wurde dünner, dann verschwand er ganz, und die Felswände zu beiden Seiten waren nicht mehr mit Eis überzogen.

"Wie ist das möglich?", flüsterte sie, als sie eine Stelle erreichten, wo sogar zarte Pflanzen aus Felsspalten wuchsen.

"Thermalquellen", erklärte Lestat. "Sie durchziehen das gesamte Tal, halten es warm selbst im tiefsten Winter. Es ist einer der Gründe, warum die Bewahrer diesen Ort gewählt haben – er ist wie eine Insel des Lebens inmitten der Kälte."

Nach einer weiteren Stunde des Abstiegs öffnete sich die Schlucht plötzlich zu einem weiten Tal. Eleonore blieb überwältigt stehen. Vor ihnen erstreckte sich eine Landschaft, die unmöglich schien – üppige Wälder, sanfte Hügel, und in der Ferne der Schimmer eines Sees, alles eingebettet zwischen schneebedeckten Berggipfeln, die das Tal wie eine natürliche Festung umgaben.

"Es ist wunderschön", hauchte sie.

"Ja, das ist es", stimmte Lestat zu, seine Stimme ungewöhnlich weich. "Und gefährlicher, als du dir vorstellen kannst."

Sie setzten ihren Weg fort, nun auf einem breiteren Pfad, der durch einen dichten Wald führte. Die Bäume hier waren alt, ihre Stämme dick und knorrig, ihre Äste so dicht verflochten, dass sie kaum den Himmel sehen konnten. Eleonore spürte eine seltsame Energie in der Luft – nicht bedrohlich, aber intensiv, als würde der Wald selbst atmen und sie beobachten.

"Die Bewahrer leben in Harmonie mit diesem Ort", sagte Lestat, als hätte er ihre Gedanken gelesen. "Sie nehmen nur, was sie brauchen, und geben zurück, was sie können."

"Wie können Vampire zurückgeben?", fragte Eleonore skeptisch. "Wir sind Raubtiere, Parasiten. Wir nehmen Leben, um zu existieren."

Lestat warf ihr einen seltsamen Blick zu. "Es gibt mehr als eine Art zu nehmen, Eleonore. Und mehr als eine Art zu geben." Er beschleunigte seinen Schritt. "Komm. Sie wissen bereits, dass wir hier sind. Es wäre unhöflich, sie warten zu lassen."

Der Wald lichtete sich schließlich, und sie traten auf eine Lichtung. In ihrer Mitte stand ein Kreis aus aufrecht stehenden Steinen, ähnlich den Steinkreisen, die Eleonore aus Beschreibungen von Druiden-Stätten in Britannien kannte, aber kleiner und mit seltsamen Symbolen bedeckt, die im Mondlicht zu pulsieren schienen.

Und dort, im Zentrum des Kreises, warteten drei Gestalten.

Lestat blieb am Rand der Lichtung stehen, eine Hand erhoben, um Eleonore zum Innehalten zu bewegen. "Lass mich sprechen", flüsterte er. "Folge meinem Beispiel. Zeige Respekt."

Er trat vor, den Kopf leicht gesenkt, die Hände mit den Handflächen nach oben ausgestreckt – eine Geste der Unterwerfung, die Eleonore bei ihm noch nie gesehen hatte. "Ich grüße euch, Bewahrer des Tals", sprach er in einer Sprache, die Eleonore nicht kannte – alt und melodisch, mit Klängen, die in ihrer Kehle zu vibrieren schienen.

Die mittlere der drei Gestalten trat vor – eine Frau von überirdischer Schönheit, mit rabenschwarzem Haar, das bis zu ihrer Taille reichte, und Augen, die wie polierter Onyx glänzten.

Sie trug ein einfaches weißes Gewand, das im leichten Wind wehte.

"Lestat de Lioncourt", antwortete sie in derselben fremdartigen Sprache. "Der Prinz kehrt zurück. Nach all diesen Jahren." Ihre Stimme war wie Musik, aber mit einer Kälte, die Eleonore erschauern ließ. "Und du bringst ein Kind mit. Dein eigenes Blut, wie ich sehe."

Lestat neigte den Kopf noch tiefer. "Ja, Meisterin Seraphina. Dies ist Eleonore Deveraux, meine Schöpfung. Wir suchen Zuflucht vor der Talamasca und... anderen Feinden."

Die Frau – Seraphina – richtete ihren durchdringenden Blick auf Eleonore. "Tritt näher, Kind des Lestat."

Eleonore warf Lestat einen unsicheren Blick zu, der ihr kaum merklich zunickte. Sie trat vor, versuchte, Lestats respektvolle Haltung zu imitieren, obwohl alles in ihr sich gegen diese Unterwürfigkeit sträubte.

Seraphina kam auf sie zu, bewegte sich mit einer Anmut, die selbst für einen Vampir ungewöhnlich war – als würde sie nicht gehen, sondern über den Boden schweben. Sie blieb direkt vor Eleonore stehen und hob eine Hand, um ihr Gesicht zu berühren.

Ihre Finger waren kühl, aber nicht kalt – anders als die eisige Berührung, die Eleonore von Lestat gewohnt war. Und als Seraphina sie berührte, spürte Eleonore etwas Seltsames – eine Art Verbindung, als würde die ältere Vampirin direkt in ihre Gedanken, ihre Erinnerungen, ihre Seele blicken.

"Jung", sagte Seraphina nach einem Moment, nun in perfektem Französisch. "Aber stark. Mit einem eigenen Willen." Sie ließ ihre Hand sinken und wandte sich wieder an Lestat. "Du hast gut gewählt, Prinz. Besser, als ich erwartet hätte."

Lestat richtete sich leicht auf. "Dann gewährt ihr uns Zuflucht?"

Die beiden anderen Gestalten traten nun ebenfalls vor – ein Mann mit langem silbernem Haar und ein jüngerer Mann mit olivfarbener Haut und scharfen, fast raubvogelartigen Zügen.

"Der Rat wird entscheiden", sagte der Silberhaarige, seine Stimme tief und resonant. "Aber bis dahin..." Er machte eine einladende Geste. "Seid willkommen im Tal der Vergessenen."

Seraphina nickte. "Folgt uns. Die Nacht ist noch jung, und es gibt viel zu besprechen."

Sie führten Eleonore und Lestat durch den Wald, auf Pfaden, die so schmal und verwinkelt waren, dass Eleonore schnell die Orientierung verlor. Die drei Bewahrer bewegten sich mit absoluter Sicherheit, als wären die Wege Teil ihres eigenen Körpers.

"Wer sind sie?", flüsterte Eleonore Lestat zu, leise genug, dass nur er sie hören konnte.

"Seraphina ist die Älteste", antwortete er ebenso leise. "Älter als ich, älter vielleicht als jeder Vampir in Europa. Der Silberhaarige ist Alexei, einst ein Krieger aus dem Norden. Und der Jüngere ist Khalid, ein Gelehrter aus dem alten Persien."

"Wie alt sind sie wirklich?"

Lestat zuckte mit den Schultern. "Niemand weiß es genau. Die Bewahrer messen Zeit anders als wir. Aber Seraphina... es gibt Geschichten, dass sie die Gründung Roms gesehen hat."

Eleonore versuchte, sich diese Zeitspanne vorzustellen – über zweitausend Jahre der Existenz. Was bedeutete Unsterblichkeit über solch lange Zeiträume? Wie veränderte es einen, so viele Zivilisationen aufsteigen und fallen zu sehen, so viele Leben zu nehmen, so viele Nächte allein zu verbringen?

Der Wald öffnete sich schließlich zu einer weiteren Lichtung, größer als die erste. Hier standen

mehrere Gebäude – nicht die primitiven Hütten, die Eleonore erwartet hatte, sondern elegante Strukturen aus Stein und Holz, harmonisch in die natürliche Umgebung integriert. Ein kleiner Bach floss durch die Mitte der Siedlung, sein Wasser dampfend in der kühlen Nachtluft – eine der Thermalquellen, von denen Lestat gesprochen hatte.

Und dort, zwischen den Gebäuden, sah Eleonore weitere Vampire – mindestens ein Dutzend, alle in einfache, aber fein gearbeitete Gewänder gekleidet, alle mit jener unnatürlichen Schönheit und Anmut, die ihre Art auszeichnete. Sie hielten in ihren Tätigkeiten inne, als die Gruppe die Lichtung betrat, ihre Blicke neugierig, aber nicht unfreundlich.

"Unsere Gemeinschaft ist klein", erklärte Seraphina, als sie Eleonores staunenden Blick bemerkte. "Zweiundzwanzig Bewahrer leben derzeit im Tal. Wir nehmen selten Neue auf, und noch seltener Besucher."

"Warum habt ihr uns dann eingelassen?", fragte Eleonore, bevor sie sich zurückhalten konnte.

Seraphina lächelte – ein Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte. "Weil der Prinz einst einer von uns war. Und weil die Zeiten sich ändern. Selbst für uns."

Sie führte sie zu einem der größeren Gebäude, einer Art Pavillon mit offenen Seiten, aber einem soliden Dach. Im Inneren brannten Fackeln in eisernen Haltern, und in der Mitte stand ein langer Tisch aus poliertem Holz, umgeben von einfachen Stühlen.

"Setzt euch", forderte Seraphina sie auf. "Erfrischungen werden gebracht werden."

Lestat und Eleonore nahmen Platz, während die drei Bewahrer am anderen Ende des Tisches blieben, leise miteinander sprechend in jener fremdartigen Sprache, die Eleonore nicht verstand.

"Was meinte sie damit, dass du einst einer von ihnen warst?", flüsterte Eleonore.

Lestat sah sie nicht an, sein Blick auf die drei Vampire gerichtet. "Ich lebte hier, für eine kurze Zeit. Vor... vielen Jahren."

"Warum hast du sie verlassen?"

Ein Schatten huschte über sein Gesicht. "Wir hatten Meinungsverschiedenheiten über die Natur unserer Existenz. Über Freiheit und Verantwortung." Er schüttelte leicht den Kopf. "Es ist eine lange Geschichte, für eine andere Nacht."

Bevor Eleonore weiter nachfragen konnte, kehrten die drei Bewahrer zum Tisch zurück. Ihnen folgte ein jüngerer Vampir – ein Junge, der nicht älter als sechzehn gewesen sein konnte, als er verwandelt wurde – der ein Tablett mit kunstvoll gearbeiteten Kelchen trug.

"Blut", erklärte Seraphina, als der Junge die Kelche vor ihnen abstellte. "Frei gegeben, nicht genommen. Unsere Art zu leben."

Eleonore betrachtete den dunkelroten Inhalt ihres Kelches mit Misstrauen. "Frei gegeben? Von wem?"

"Von den Menschen, die im äußeren Tal leben", antwortete Alexei, der Silberhaarige. "Sie wissen, was wir sind. Sie geben uns ihr Blut, und wir schützen sie vor den Gefahren der Berge und der Wälder."

"Eine Symbiose", fügte Khalid hinzu, seine Stimme weicher als die der anderen. "So wie es immer sein sollte zwischen Vampiren und Menschen."

Lestat nahm seinen Kelch und trank einen kleinen Schluck, seine Augen kurz schließend in offensichtlichem Genuss. "Es ist, wie ich es in Erinnerung hatte", sagte er leise. "Rein. Unverfälscht von Furcht oder Schmerz."

Eleonore zögerte, dann hob sie ihren eigenen Kelch. Der Geruch des Blutes war anders als alles, was sie bisher gekannt hatte – süßer, reiner, ohne den metallischen Beigeschmack, den sie mit dem gewaltsam genommenen Blut ihrer Opfer verband. Sie nahm einen vorsichtigen Schluck und war überrascht von der Intensität des Geschmacks, der Wärme, die sich sofort in ihrem ganzen Körper ausbreitete.

"Es ist... anders", sagte sie erstaunt.

"Blut, das in Liebe oder Hingabe gegeben wird, nährt nicht nur den Körper, sondern auch den Geist", erklärte Seraphina. "Es ist eine der ersten Lektionen, die wir lehren."

Sie setzte sich Eleonore gegenüber, ihre Haltung nun weniger formell, aber nicht weniger imposant. "Nun, Eleonore Deveraux, erzähle uns deine Geschichte. Wie kamst du zu deinem Dasein als Vampirin? Und warum jagt die Talamasca euch mit solcher Hartnäckigkeit?"

Eleonore warf Lestat einen unsicheren Blick zu, der kaum merklich nickte. Sie begann zu erzählen – von ihrer Verwandlung in Paris, ihrer Flucht vor der Talamasca, ihrer Begegnung mit der Hexe in Venedig, den Werwölfen in Transsilvanien, den Waldgeistern in Russland. Mit jedem Wort schien Seraphinas Interesse zu wachsen, ihre dunklen Augen nie Eleonores Gesicht verlassend.

Als sie ihre Erzählung beendete, herrschte einen Moment Stille am Tisch. Dann sprach Alexei, seine Stimme nachdenklich: "Die Talamasca wird aggressiver. Das ist beunruhigend."

"Und diese Allianz mit den Werwölfen ist neu", fügte Khalid hinzu. "In der Vergangenheit haben sie immer allein gearbeitet."

Seraphina nickte langsam. "Die Zeiten ändern sich, wie ich sagte. Die Grenzen zwischen den Welten werden dünner." Sie richtete ihren Blick auf Lestat. "Du hast mehr Unruhe verursacht, als du ahnst, Prinz. Deine Handlungen in Paris, in London, in Rom – sie haben Aufmerksamkeit erregt. Nicht nur die der Talamasca."

Lestat hielt ihrem Blick stand, aber Eleonore bemerkte, wie seine Finger sich um den Kelch verkrampften. "Ich habe gelebt, wie es mir gefiel", sagte er mit einem Anflug seiner üblichen Arroganz. "Wie du es mich gelehrt hast, Seraphina – frei von den Ketten der Moral."

Ein gefährliches Lächeln spielte um Seraphinas Lippen. "Ich lehrte dich Freiheit, ja. Aber auch Verantwortung. Das Zweite hast du vergessen."

"Was bedeutet das alles?", unterbrach Eleonore, verwirrt von der unterschwelligsten Spannung zwischen den beiden. "Werden wir hier Zuflucht finden können oder nicht?"

Seraphina wandte sich ihr zu, ihr Gesicht nun wieder ruhig und unlesbar. "Der Rat wird morgen Nacht entscheiden. Bis dahin seid ihr unsere Gäste. Ihr werdet eine Hütte am Rand der Siedlung haben, mit allem, was ihr braucht." Sie erhob sich in einer fließenden Bewegung. "Ruht euch aus. Erkundet das Tal, wenn ihr möchtet, aber verlasst nicht die Grenzen, die euch gezeigt werden. Und..." Sie hielt inne, ihr Blick plötzlich intensiver. "Versucht nicht, von unseren Menschen zu trinken. Das würde... nicht gut aufgenommen werden."

Mit diesen Worten verließ sie den Pavillon, gefolgt von Alexei und Khalid. Der junge Vampir, der die Kelche gebracht hatte, blieb zurück und deutete ihnen, ihm zu folgen.

Er führte sie durch die Siedlung zu einer kleinen, aber eleganten Hütte am Waldrand. Das Innere war einfach, aber komfortabel eingerichtet – zwei separate Räume mit Betten, die mit feinen Stoffen bedeckt waren, ein zentraler Raum mit Sitzgelegenheiten und Regalen voller Bücher, und ein kleiner Bereich mit einem Tisch und Stühlen.

"Die Sonne wird bald aufgehen", sagte der Junge, zum ersten Mal sprechend. Seine Stimme war überraschend tief für sein jugendliches Aussehen. "Die Fenster sind mit speziellen Vorhängen

versehen, die das Licht vollständig blockieren. Ihr werdet sicher sein." Er verbeugte sich leicht. "Mein Name ist Nikolai. Wenn ihr etwas braucht, ruft nach mir."

Nachdem er gegangen war, ließ sich Eleonore auf eines der Betten fallen, plötzlich erschöpft von den Ereignissen der Nacht und der langen Reise.

"Was passiert hier wirklich, Lestat?", fragte sie, während sie beobachtete, wie er unruhig im Raum auf und ab ging. "Du hast mir nie erzählt, dass du zu einer Gemeinschaft von Vampiren gehört hast. Oder dass du einen Titel trägst – 'Prinz'?"

Lestat blieb stehen, sein Gesicht im Halbschatten. "Es war ein anderes Leben, Eleonore. Eines, das ich hinter mir gelassen habe."

"Warum?"

Er seufzte und setzte sich ihr gegenüber. "Ich war jung – für einen Vampir. Kaum älter als du jetzt. Seraphina fand mich in Paris, kurz nach meiner eigenen Verwandlung. Sie sah... Potenzial in mir, wie sie es nannte. Sie brachte mich hierher, lehrte mich ihre Wege, ihre Philosophie." Ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen. "Ich war ein gelehriger Schüler, für eine Weile. Die Idee einer höheren Bestimmung für unsere Art war... verlockend."

"Was geschah dann?"

"Ich erkannte, dass ihre 'höhere Bestimmung' nur eine andere Form der Kontrolle war. Die Bewahrer leben nach strengen Regeln, Eleonore. Sie töten nicht. Sie nehmen nur Blut, das freiwillig gegeben wird. Sie interagieren kaum mit der Außenwelt." Er schüttelte den Kopf. "Es war ein goldener Käfig. Und ich... ich wollte mehr. Ich wollte die Welt sehen, sie erfahren in all ihrer Schönheit und Grausamkeit."

"Also bist du gegangen."

"Ja. Gegen Seraphinas ausdrücklichen Willen." Sein Blick wurde hart. "Sie versuchte, mich aufzuhalten. Es gab... Konflikte. Blut wurde vergossen." Er hielt inne. "Ich schwor, nie zurückzukehren. Und jetzt bin ich hier, bitte um ihre Hilfe. Das Schicksal hat einen seltsamen Sinn für Humor."

Eleonore betrachtete ihn nachdenklich. In all den Monaten ihrer gemeinsamen Reise hatte sie Lestat nie so gesehen – verletzlich, unsicher, mit einem Hauch von Reue in seinen Augen.

"Glaubst du, sie werden uns helfen?", fragte sie schließlich.

Lestat zuckte mit den Schultern. "Seraphina ist... kompliziert. Sie kann grausam sein, aber sie hat auch einen tiefen Sinn für Verantwortung gegenüber unserer Art. Wenn sie glaubt, dass die Talamasca eine echte Bedrohung für alle Vampire darstellt, nicht nur für uns..." Er ließ den Satz unvollendet.

"Und wenn nicht?"

Sein Blick traf ihren, plötzlich hart und entschlossen. "Dann werden wir weiterfliehen. Es gibt andere Orte, andere Zufluchtsmöglichkeiten."

Eleonore nickte langsam. Die Erschöpfung der letzten Tage holte sie ein, verstärkt durch die nahende Dämmerung. Sie spürte, wie die Lethargie des Tages sie zu übermannen begann.

"Ruh dich aus", sagte Lestat sanfter, als er ihre Müdigkeit bemerkte. "Morgen Nacht werden wir mehr erfahren."

Als Eleonore in den Schlaf der Untoten glitt, kreisten ihre Gedanken um Seraphina und die Bewahrer. Sie hatte in ihren wenigen Monaten als Vampirin gelernt, dass diese neue Welt voller Gefahren und Wunder war. Aber hier, in diesem verborgenen Tal, spürte sie etwas anderes – eine

Möglichkeit, eine andere Art der Existenz zu führen, eine, die vielleicht weniger von Gewalt und Flucht geprägt war.

Ob diese Möglichkeit für sie und Lestat erreichbar war, würde die kommende Nacht zeigen.

Kapitel 4: Die Prüfung

Eleonore erwachte mit dem Gefühl einer fremden Präsenz in ihrer Nähe. Ihre vampirischen Sinne, selbst im Dämmerzustand zwischen Tag und Nacht geschärft, registrierten eine Bewegung, einen Atem, der nicht zu Lestat gehörte. Sie öffnete die Augen und fand sich Angesicht zu Angesicht mit einem Kind – oder was auf den ersten Blick wie ein Kind wirkte.

Das Mädchen, das an ihrem Bett stand, mochte körperlich nicht älter als zwölf Jahre sein, mit blassblondem Haar, das ihr in wilden Locken über die Schultern fiel. Doch ihre Augen – tiefblau und durchdringend – verrieten ein Alter, das weit über ihre physische Erscheinung hinausging.

"Du bist wach", stellte das Mädchen fest, ihre Stimme melodisch und alt zugleich. "Gut. Seraphina schickt nach dir."

Eleonore richtete sich auf, instinktiv nach Lestat suchend. Das zweite Bett im Raum war leer, die Decken ordentlich zurückgeschlagen.

"Dein Schöpfer ist bereits fort", erklärte das Mädchen, als hätte sie Eleonores Gedanken gelesen. "Er spricht mit dem Rat. Du sollst zu Seraphina kommen – allein."

Ein Anflug von Unbehagen durchzuckte Eleonore. In den Monaten ihrer Flucht hatte sie sich daran gewöhnt, Lestat an ihrer Seite zu haben, seine Führung zu suchen, selbst wenn sie mit seinen Methoden nicht immer einverstanden war.

"Wer bist du?", fragte sie, während sie aufstand und ihre Kleidung ordnete – die einfachen, aber eleganten Gewänder, die man für sie bereitgelegt hatte, nachdem ihre Reisekleidung zum Waschen fortgebracht worden war.

"Ich bin Lilia", antwortete das Mädchen mit einem leichten Lächeln. "Die jüngste der Bewahrer – zumindest dem Aussehen nach."

"Wie alt bist du wirklich?"

Lilia neigte den Kopf, als würde sie nachdenken. "Zeit bedeutet wenig für unsere Art, besonders hier im Tal. Aber ich wurde verwandelt, als die Mongolen durch meine Heimat zogen." Sie zuckte mit den schmalen Schultern. "Die Sterblichen würden es das 13. Jahrhundert nennen."

Fast sechshundert Jahre, dachte Eleonore mit einem Schauer. Und doch stand vor ihr ein Kind, für immer gefangen in einem Körper, der nie erwachsen werden würde.

"Ist es nicht... schwierig?", fragte sie vorsichtig. "Ewig so jung zu sein?"

Ein Schatten huschte über Lilias Gesicht. "Jede Verwandlung hat ihren Preis", sagte sie leise.

"Manche tragen ihn sichtbarer als andere." Sie wandte sich zur Tür. "Komm. Seraphina wartet nicht gern."

Sie führte Eleonore durch die Siedlung, die im Licht der frühen Nacht einen völlig anderen Charakter hatte als bei ihrer Ankunft. Überall waren Vampire zu sehen, die verschiedenen Tätigkeiten nachgingen – einige arbeiteten in kleinen Gärten, andere saßen in Gruppen zusammen und diskutierten über aufgeschlagene Bücher, wieder andere übten, was wie eine Art Kampfkunst aussah, ihre Bewegungen so schnell, dass selbst Eleonores vampirische Augen Mühe hatten, ihnen zu folgen.

"Ihr lebt wie eine menschliche Gemeinschaft", bemerkte sie erstaunt.

Lilia lächelte. "Wir sind keine Menschen, aber wir waren es einmal. Wir bewahren, was gut und wertvoll an der Menschheit ist – Wissen, Kunst, Gemeinschaft. Es hilft uns, unsere Menschlichkeit zu behalten, trotz unserer Natur."

Sie führte Eleonore zu einem Pfad, der von der Hauptsiedlung wegführte, tiefer in den Wald hinein. Der Weg wand sich zwischen uralten Bäumen hindurch, deren Stämme so dick waren, dass drei Menschen sie nicht hätten umfassen können. Die Luft wurde wärmer, feuchter, und bald hörte Eleonore das sanfte Plätschern von Wasser.

Der Pfad endete an einer natürlichen Grotte, aus der Dampf aufstieg. Der Eingang war mit kunstvollen Schnitzereien verziert – Symbole und Figuren, die Eleonore nicht entziffern konnte.

"Die Quellen", erklärte Lilia. "Der heiligste Ort im Tal. Seraphina erwartet dich drinnen." Sie deutete auf den Eingang. "Geh allein hinein. Und Eleonore..." Sie zögerte. "Sei ehrlich. Seraphina wird es wissen, wenn du lügst."

Mit diesen Worten verschwand Lilia zwischen den Bäumen, so schnell und lautlos, wie nur ein Vampir es konnte. Eleonore blieb allein zurück, unsicher und doch neugierig. Sie atmete tief durch – eine alte menschliche Angewohnheit, die ihr half, sich zu sammeln – und trat in die Grotte.

Das Innere war größer, als es von außen den Anschein hatte. Ein natürlicher Tunnel führte tiefer in den Berg hinein, beleuchtet von seltsamen, phosphoreszierenden Moosen, die an den Wänden wuchsen und ein sanftes, bläuliches Licht verströmten. Die Luft war warm und mineralisch, erfüllt vom Rauschen unterirdischer Gewässer.

Der Tunnel öffnete sich schließlich zu einer großen Kammer, in deren Mitte ein Becken mit dampfendem Wasser lag – eine der Thermalquellen, die das Tal warm hielten. Am Rand des Beckens, auf einem niedrigen Steinsitz, saß Seraphina, ihr langes schwarzes Haar offen über ihre Schultern fallend, ihr weißes Gewand im Dampf schimmernd wie ein Nebelschleier.

"Tritt näher, Eleonore Deveraux", sagte sie, ohne aufzublicken. Ihre Hände bewegten sich über eine Schale mit Wasser, die vor ihr stand, als würde sie darin lesen wie in einem Buch.

Eleonore gehorchte, trat bis an den Rand des Beckens. Die Hitze des Wassers stieg ihr entgegen, ungewöhnlich intensiv für ihre untote Haut, die normalerweise kaum Temperaturunterschiede wahrnahm.

"Weißt du, warum ich dich hierher gerufen habe?", fragte Seraphina, nun endlich aufblickend. Ihre Augen schienen im bläulichen Licht der Grotte zu leuchten, unnatürlich hell und durchdringend.

"Nein", antwortete Eleonore ehrlich.

"Um dich zu verstehen." Seraphina erhob sich in einer fließenden Bewegung. "Um zu sehen, was Lestat in dir gesehen hat. Um zu entscheiden, ob du und dein Schöpfer eine Gefahr für das Tal darstellt – oder eine Möglichkeit."

Sie trat näher, ihre Bewegungen so anmutig, dass sie kaum den Boden zu berühren schien. "Lestat war einst wie ein Sohn für mich", sagte sie leise. "Brillant, leidenschaftlich, voller Potenzial. Ich glaubte, er würde der Größte unter uns werden, ein wahrer Bewahrer der alten Wege." Ein Schatten huschte über ihr zeitloses Gesicht. "Stattdessen wählte er einen Pfad der Zerstörung, der Selbstsucht. Er verwarf alles, was ich ihn gelehrt hatte."

"Er sagte, er wollte frei sein", wagte Eleonore einzuwenden.

Seraphina lachte – ein kaltes, klares Geräusch, das von den Wänden der Grotte widerhallte.

"Freiheit. Ein Wort, das Sterbliche und junge Vampire gleichermaßen missbrauchen." Sie schüttelte den Kopf. "Wahre Freiheit kommt nicht von der Abwesenheit von Regeln, Eleonore, sondern vom Verstehen ihrer Notwendigkeit."

Sie streckte eine Hand aus, berührte Eleonores Wange mit kühlen Fingern. "Aber ich habe dich nicht hergerufen, um über Lestat zu sprechen. Ich will wissen, wer du bist. Was du willst. Was du zu opfern bereit bist."

Eleonore spürte, wie etwas in ihrem Inneren sich öffnete, als Seraphinas Finger ihre Haut berührten – als würde die ältere Vampirin direkt in ihre Seele blicken, ihre tiefsten Gedanken und Gefühle lesen.

"Ich weiß nicht, was ich will", antwortete sie ehrlich. "Seit meiner Verwandlung habe ich nur überlebt, bin nur geflohen. Ich hatte keine Zeit, über meine Zukunft nachzudenken."

"Und doch hast du Fragen", stellte Seraphina fest. "Ich sehe sie in deinen Augen, höre sie in deinen Gedanken. Du fragst dich, ob es einen anderen Weg gibt als den, den Lestat dir gezeigt hat – einen Weg ohne sinnloses Töten, ohne ewige Flucht."

Eleonore nickte langsam. Es war wahr. In den stillen Momenten zwischen den Nächten, wenn sie in ihren Verstecken lag und auf den Schlaf der Untoten wartete, hatte sie sich oft gefragt, ob ihre Existenz immer so sein würde – ein endloser Kreislauf aus Jagen, Töten und Fliehen.

"Es gibt andere Wege", sagte Seraphina, als hätte sie Eleonores Gedanken gelesen. "Hier im Tal leben wir anders. Wir nehmen nur, was freiwillig gegeben wird. Wir studieren, wir bewahren, wir beschützen."

"Beschützen? Wen oder was?"

Seraphina trat zurück, machte eine umfassende Geste, die die gesamte Grotte einzuschließen schien. "Das Gleichgewicht. Zwischen unserer Welt und den anderen. Zwischen Leben und Tod, Licht und Dunkelheit." Ihr Blick wurde intensiver. "Es gibt Dinge jenseits deines Verständnisses, Eleonore. Kräfte, die älter sind als die Menschheit, älter sogar als unsere Art. Die Bewahrer existieren, um diese Kräfte im Gleichgewicht zu halten, um zu verhindern, dass sie in unsere Welt eindringen und sie zerstören."

Eleonore versuchte, diese kryptischen Worte zu verstehen. "Sprichst du von... anderen Dimensionen? Von Dämonen?"

Ein leichtes Lächeln spielte um Seraphinas Lippen. "Menschliche Begriffe für Dinge, die jenseits menschlicher Vorstellung liegen. Aber ja, in gewisser Weise." Sie deutete auf das dampfende Becken. "Diese Quellen sind mehr als nur Wasser und Wärme. Sie sind Tore – dünne Stellen im Gewebe der Realität. Hier im Tal gibt es viele solcher Orte, wo die Grenzen zwischen den Welten verschwimmen."

Sie trat an den Rand des Beckens und ließ ihre Hand über die Oberfläche des Wassers gleiten. "Schau", befahl sie.

Eleonore trat neben sie und blickte in das Wasser. Zunächst sah sie nur ihr eigenes Spiegelbild, verschwommen durch den aufsteigenden Dampf. Doch dann begann das Wasser sich zu verändern, zu wirbeln, und Bilder formten sich auf seiner Oberfläche.

Sie sah Paris – die Straßen ihrer Heimatstadt, aber seltsam verändert, dunkler, bedrohlicher. Schatten bewegten sich zwischen den Gebäuden, Schatten mit glühenden Augen und klauenartigen Händen. Menschen liefen schreiend davon, wurden verfolgt, gefangen, zerrissen.

"Was ist das?", flüsterte sie entsetzt.

"Eine Möglichkeit", antwortete Seraphina ruhig. "Eine Zukunft, die eintreten könnte, wenn das Gleichgewicht gestört wird. Die Talamasca weiß mehr, als sie sollte. Sie experimentieren mit Kräften, die sie nicht verstehen, in ihrem Bestreben, unsere Art zu vernichten."

Das Bild im Wasser veränderte sich wieder, zeigte nun eine Art Laboratorium, wo Männer in dunklen Roben über alte Bücher gebeugt standen, seltsame Apparaturen bedienten, Formeln an Tafeln schrieben.

"Sie suchen nach Wegen, die Barrieren zwischen den Welten zu durchbrechen", erklärte Seraphina.

"Sie glauben, sie könnten Mächte aus anderen Dimensionen kontrollieren, sie gegen uns einsetzen. Sie verstehen nicht, dass solche Mächte niemanden kontrollieren kann – dass sie, einmal freigesetzt, alles verschlingen würden, Sterbliche und Unsterbliche gleichermaßen."

Das Wasser wirbelte ein letztes Mal und wurde dann wieder still, spiegelte nur noch ihre Gesichter wider.

"Warum zeigst du mir das?", fragte Eleonore, erschüttert von den Bildern, die sie gesehen hatte.

Seraphina wandte sich ihr zu, ihr Gesicht nun ernster als zuvor. "Weil du eine Entscheidung treffen musst, Eleonore Deveraux. Lestat kam hierher, um Schutz zu suchen – für sich und für dich. Der Rat ist bereit, euch diesen Schutz zu gewähren, aber zu einem Preis."

"Welcher Preis?"

"Ihr müsst bleiben. Nicht als Gäste, sondern als Teil unserer Gemeinschaft. Ihr müsst unsere Wege lernen, unsere Regeln akzeptieren, unsere Aufgabe teilen." Seraphina hielt inne, ihr Blick durchdringend. "Lestat hat bereits abgelehnt. Er ist zu stolz, zu eigensinnig, um sich wieder unseren Gesetzen zu unterwerfen. Aber du..." Sie streckte eine Hand aus, berührte wieder Eleonores Wange. "Du könntest anders sein. Du könntest wählen, hier zu bleiben, selbst wenn er geht."

Eleonore trat zurück, schockiert von diesem Vorschlag. "Lestat ist mein Schöpfer. Ich kann ihn nicht verlassen."

"Kannst du nicht? Oder willst du nicht?" Seraphina lächelte dünn. "Das Band zwischen Schöpfer und Geschöpf ist stark, aber nicht unzerbrechlich. Viele von uns haben sich von ihren Schöpfern gelöst, haben eigene Wege gewählt."

"Und wenn ich mich weigere? Wenn ich mit Lestat gehe?"

Seraphinas Augen wurden kälter. "Dann werdet ihr das Tal verlassen müssen, sobald der Mond seinen höchsten Stand erreicht hat. Ohne unseren Schutz, ohne unsere Hilfe. Die Talamasca wird euch weiter jagen, und früher oder später werden sie euch finden."

Eleonore fühlte, wie Wut in ihr aufstieg – Wut über diese unmögliche Wahl, über die Manipulation, die sie in Seraphinas Worten spürte. "Das ist keine Entscheidung. Das ist Erpressung."

"Nein", widersprach Seraphina ruhig. "Es ist Realität. Das Tal und seine Bewohner müssen geschützt werden. Wir können es uns nicht leisten, Risiken einzugehen – nicht in diesen Zeiten, wo die Grenzen zwischen den Welten so dünn geworden sind." Sie trat näher, ihre Stimme nun sanfter. "Ich biete dir eine Chance, Eleonore. Eine Chance auf ein Leben mit Sinn, mit Zweck. Eine Chance, mehr zu sein als nur ein Raubtier in der Nacht."

Eleonore schwieg, ihr Geist ein Wirbel widerstreitender Gedanken und Gefühle. Lestat hatte sie erschaffen, hatte ihr diese dunkle Gabe der Unsterblichkeit geschenkt. Er hatte sie gelehrt, wie man als Vampir überlebt, hatte sie beschützt vor der Talamasca und anderen Gefahren. Konnte sie ihn wirklich verlassen?

Und doch... die Aussicht auf ein Leben hier im Tal, ohne ständige Flucht, ohne die Notwendigkeit zu töten, war verlockend. Die Gemeinschaft der Bewahrer bot etwas, das sie seit ihrer Verwandlung vermisst hatte – ein Gefühl der Zugehörigkeit, des Zwecks.

"Ich muss mit Lestat sprechen", sagte sie schließlich.

Seraphina nickte langsam. "Natürlich. Aber bedenke, dass seine Worte von seinem eigenen Stolz gefärbt sein werden, von seiner Weigerung, sich unseren Wegen zu beugen." Sie trat zurück. "Du hast bis Mitternacht Zeit, deine Entscheidung zu treffen. Dann wird der Rat zusammentreten, und euer Schicksal wird besiegelt sein."

Mit diesen Worten wandte sie sich ab und verschwand tiefer in die Grotte, ließ Eleonore allein mit ihren turbulenten Gedanken zurück.

Der Rückweg zur Siedlung erschien ihr länger als zuvor. Jeder Schritt war beladen mit dem Gewicht der Entscheidung, die vor ihr lag. Die Vampire, denen sie begegnete, schienen sie mit neuen Augen zu betrachten – wissend, fragend, abwartend.

Sie fand Lestat am Rand der Siedlung, allein auf einem Felsen sitzend, der Blick in die Ferne gerichtet, wo die Berggipfel sich dunkel gegen den Nachthimmel abzeichneten.

"Sie hat mit dir gesprochen", stellte er fest, ohne sich umzudrehen. Seine Stimme klang müde, resigniert – ein Ton, den Eleonore bei ihm noch nie gehört hatte.

"Ja." Sie setzte sich neben ihn, unsicher, wie sie beginnen sollte. "Lestat, was sie mir gezeigt hat..."

"Die Visionen in den Quellen", unterbrach er sie. "Die drohende Dunkelheit, die Gefahr durch die Talamasca, die Chance auf Erlösung durch die Bewahrer." Er lachte bitter. "Eine beeindruckende Vorstellung, nicht wahr? Seraphina war schon immer meisterhaft darin, die Ängste und Hoffnungen anderer zu manipulieren."

Eleonore runzelte die Stirn. "Du glaubst, es war nicht real? Was ich gesehen habe?"

Lestat seufzte und wandte sich ihr zu. Im Mondlicht wirkte sein Gesicht älter, die scharfen Linien seiner Züge tiefer, seine Augen dunkler. "Oh, es war real genug. Seraphina lügt nicht – nicht direkt. Die Talamasca experimentiert tatsächlich mit gefährlichen Kräften, und die Grenzen zwischen den Welten werden dünner. Aber was sie dir nicht gesagt hat, ist, dass die Bewahrer selbst Teil des Problems sind."

"Was meinst du?"

Er deutete auf die Siedlung unter ihnen. "Sieh sie dir an, Eleonore. So friedlich, so harmonisch. Eine perfekte kleine Gemeinschaft von Unsterblichen, die in Einklang mit der Natur leben, die nur Blut nehmen, das freiwillig gegeben wird." Seine Stimme wurde härter. "Aber frag dich: Warum geben die Menschen im äußeren Tal ihr Blut so bereitwillig? Warum bleiben sie hier, isoliert von der Welt, Generation um Generation?"

Eleonore hatte sich diese Frage nicht gestellt, aber nun, da Lestat sie aussprach, erschien sie offensichtlich. "Sie werden kontrolliert", flüsterte sie. "Beeinflusst."

"Nicht nur beeinflusst", korrigierte Lestat. "Gebunden. Die Bewahrer haben alte Rituale, alte Magie. Sie binden die Menschen an diesen Ort, an sich selbst. Es ist eine subtilere Form der Versklavung, aber Versklavung dennoch."

Er stand auf, bewegte sich mit der ruhelosen Energie, die so charakteristisch für ihn war. "Und die 'heilige Aufgabe' der Bewahrer? Das Gleichgewicht zu wahren zwischen den Welten?" Er schnaubte verächtlich. "Sie haben die Tore selbst geöffnet, vor Jahrhunderten, in ihrem Streben nach mehr Macht, mehr Wissen. Jetzt verbringen sie ihre Ewigkeit damit, die Konsequenzen ihres eigenen Hochmuts einzudämmen."

Eleonore versuchte, diese neuen Informationen zu verarbeiten, sie mit dem zu vereinbaren, was Seraphina ihr gezeigt hatte. "Warum sollte ich dir glauben und nicht ihr?", fragte sie schließlich. "Du hast mir so vieles verschwiegen, Lestat. Über deine Vergangenheit, über diesen Ort, über deine Verbindung zu Seraphina."

Lestat hielt inne, sein Gesicht plötzlich verletztlich in einer Weise, die Eleonore noch nie gesehen hatte. "Weil ich, trotz all meiner Fehler, dich nie belogen habe, Eleonore. Ich habe dir vielleicht nicht alles erzählt, aber was ich dir sagte, war immer die Wahrheit." Er kniete sich vor sie, nahm ihre Hände in seine. "Ich habe dich verwandelt, weil ich deine Stärke sah, deinen Willen zu

überleben. Ich wollte dir die Ewigkeit schenken, nicht dich an eine neue Form der Knechtschaft binden."

Seine Augen, diese unnatürlich blauen Augen, die sie in jener schicksalhaften Nacht in Paris so fasziniert hatten, bohrten sich in ihre. "Sie haben dir eine Wahl angeboten, nicht wahr? Zu bleiben, während ich gehe. Teil ihrer Gemeinschaft zu werden."

Eleonore nickte stumm.

"Und was willst du tun?", fragte er leise.

Es war die Frage, die in ihrem Inneren tobte, seit sie die Grotte verlassen hatte. Was wollte sie wirklich? Sicherheit? Zugehörigkeit? Einen Zweck? Oder die wilde, gefährliche Freiheit, die Lestat ihr versprochen hatte?

"Ich weiß es nicht", antwortete sie ehrlich. "Ein Teil von mir sehnt sich nach dem, was sie anbieten – nach Stabilität, nach einem Ende unserer ständigen Flucht. Aber ein anderer Teil..." Sie zögerte. "Ein anderer Teil fürchtet, dass ich hier nur eine andere Art von Gefangener sein würde."

Lestat lächelte – ein echtes Lächeln, das seine Augen erreichte und ihn für einen Moment jünger, verletzlicher erscheinen ließ. "Du bist weiser, als ich es in deinem Alter war." Er drückte ihre Hände. "Was auch immer du wählst, Eleonore, es muss deine Entscheidung sein. Nicht meine, nicht Seraphinas. Deine."

Er stand auf und blickte zum Himmel, wo der Mond langsam seinen höchsten Punkt erreichte. "Die Mitternacht naht. Der Rat wird bald zusammentreten." Er streckte ihr eine Hand entgegen. "Komm. Lass uns gemeinsam gehen und hören, was sie zu sagen haben. Danach... danach wirst du entscheiden müssen."

Eleonore nahm seine Hand und erhob sich. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zurück zur Siedlung, wo der Rat der Bewahrer bereits auf sie wartete – und mit ihm die Entscheidung, die den Lauf ihrer unsterblichen Existenz für immer verändern würde.

Kapitel 5: Blut und Entscheidung

Der Rat der Bewahrer versammelte sich in einem kreisförmigen Pavillon im Herzen der Siedlung. Das Gebäude unterschied sich von den anderen durch seine Größe und die kunstvollen Schnitzereien, die jeden Balken und jede Säule zierten – alte Symbole und Schriftzeichen, die in dem sanften Licht der Fackeln zu pulsieren schienen.

Als Eleonore und Lestat eintraten, waren bereits sieben Vampire anwesend, die in einem perfekten Halbkreis auf niedrigen Holzbänken saßen. Seraphina nahm die Mitte ein, flankiert von Alexei und Khalid. Die anderen vier erkannte Eleonore als Mitglieder der Gemeinschaft, denen sie während ihres kurzen Aufenthalts begegnet war – darunter auch die kindliche Lilia, deren unschuldiges Aussehen in scharfem Kontrast zu der Weisheit in ihren alten Augen stand.

"Tretet näher", forderte Seraphina sie auf, ihre Stimme klar und autoritär in der gespannten Stille des Raumes.

Lestat führte Eleonore in die Mitte des Kreises, wo zwei leere Stühle für sie bereitstanden. Sie setzten sich, und Eleonore spürte die Blicke aller Anwesenden auf sich – prüfend, abwägend, durchdringend.

"Der Rat ist zusammengetreten, um über euer Schicksal zu entscheiden", begann Seraphina. "Über eure Bitte um Zuflucht und über die Bedingungen, unter denen sie gewährt werden könnte."

Sie richtete ihren Blick direkt auf Lestat, und Eleonore spürte, wie sich die Luft zwischen den beiden mit einer fast greifbaren Spannung auflud – das Ergebnis jahrhundertalter Konflikte und unausgesprochener Gefühle.

"Lestat de Lioncourt", fuhr Seraphina fort, "du hast diesen Ort einst im Zorn verlassen, hast geschworen, nie zurückzukehren. Du hast unsere Wege verworfen, unsere Gesetze missachtet, hast gelebt wie ein Raubtier unter den Menschen, ohne Rücksicht auf das Gleichgewicht, das wir zu wahren versuchen." Ihre Stimme wurde härter. "Und nun kommst du zurück, bittest um Schutz vor den Konsequenzen deiner eigenen Handlungen."

Lestat hielt ihrem Blick stand, sein Gesicht eine Maske aus Stolz und kaum unterdrücktem Trotz. "Ich komme nicht nur für mich, Seraphina. Ich komme für Eleonore."

"Ah ja, dein neuestes Geschöpf." Seraphina wandte ihre Aufmerksamkeit Eleonore zu, ihr Blick nun sanfter, aber nicht weniger durchdringend. "Eine interessante Wahl, Lestat. Sie hat Stärke in sich, und etwas, das du nie hattest – Weisheit."

Alexei, der silberhaarige Vampir zu Seraphinas Rechten, lehnte sich vor. "Die Frage bleibt: Was sollen wir mit euch tun? Die Talamasca wird nicht aufhören zu suchen. Ihr habt eine Spur der Zerstörung hinter euch gelassen, die leicht zu verfolgen ist. Wenn wir euch Zuflucht gewähren, könnten wir die Aufmerksamkeit der Jäger auf das Tal lenken – etwas, das wir seit Jahrhunderten vermieden haben."

"Die Talamasca weiß bereits von diesem Ort", warf Lestat ein. "Sie haben alte Aufzeichnungen, Karten. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie hierher kommen, mit oder ohne unsere Hilfe."

Ein Raunen ging durch die Reihen der Ratsmitglieder. Khalid, der jüngste der drei Anführer, runzelte die Stirn. "Woher weißt du das, Lestat?"

"Ich habe ihre Bibliothek in London gesehen, vor etwa fünfzig Jahren. Sie haben Dokumente über das Tal, über die Bewahrer. Unvollständig, fehlerhaft, aber genug, um gefährlich zu sein."

Seraphina tauschte bedeutungsvolle Blicke mit den anderen Ratsmitgliedern. "Das ändert die Lage", sagte sie schließlich. "Wenn die Talamasca tatsächlich Kenntnis vom Tal hat, müssen wir unsere

Strategie überdenken."

Sie erhob sich in einer fließenden Bewegung und trat in die Mitte des Kreises, direkt vor Eleonore und Lestat. "Der Rat hat beraten und entschieden. Wir bieten euch beiden Zuflucht an – nicht als Gäste, sondern als Mitglieder unserer Gemeinschaft. Ihr würdet unsere Wege lernen, unsere Regeln befolgen, unsere Aufgabe teilen."

Lestat öffnete den Mund, zweifellos um zu protestieren, doch Seraphina hob eine Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. "Aber", fuhr sie fort, "wir erkennen an, dass eine erzwungene Bindung weder euch noch uns dienen würde. Daher stellen wir eine Bedingung: Ihr bleibt für ein Jahr. Ein Jahr, in dem ihr lernt, was es bedeutet, ein Bewahrer zu sein. Am Ende dieser Zeit steht es euch frei zu gehen – oder zu bleiben."

Eleonore sah zu Lestat hinüber, dessen Gesicht eine Mischung aus Überraschung und Misstrauen zeigte. "Ein Jahr", wiederholte er langsam. "Und danach sind wir frei zu gehen, ohne Konsequenzen?"

"Ohne Konsequenzen von unserer Seite", präzisierte Seraphina. "Was die Talamasca betrifft..." Sie zuckte mit den Schultern. "Ihre Jagd wird weitergehen, ob ihr hier bleibt oder nicht. Aber in diesem Jahr könntet ihr Fähigkeiten erlernen, die euch helfen würden, ihnen zu entkommen – oder ihnen zu widerstehen."

Eleonore spürte, wie Hoffnung in ihr aufkeimte. Ein Jahr der Sicherheit, ein Jahr, um zu lernen, ein Jahr, um zu entscheiden, welchen Weg sie in ihrer Unsterblichkeit einschlagen wollte. Es schien ein faires Angebot.

"Und wenn wir ablehnen?", fragte Lestat, immer noch skeptisch.

Seraphinas Gesicht verhärtete sich. "Dann müsst ihr das Tal vor Tagesanbruch verlassen. Ohne unseren Schutz, ohne unsere Hilfe."

Eine angespannte Stille folgte ihren Worten. Eleonore sah, wie Lestat mit sich rang – sein Stolz kämpfte gegen seinen Überlebensinstinkt, seine Abneigung gegen die Bewahrer gegen seine Sorge um sie.

"Ich nehme an", sagte Eleonore plötzlich, bevor Lestat antworten konnte. Alle Augen richteten sich auf sie. "Ein Jahr scheint ein fairer Preis für Sicherheit und Wissen."

Lestat sah sie überrascht an, dann verzog sich sein Mund zu einem widerwilligen Lächeln. "Es scheint, mein Geschöpf hat für uns beide entschieden." Er wandte sich wieder Seraphina zu. "Sehr gut. Ein Jahr. Aber ich warne dich, Seraphina – versuche nicht, uns länger zu halten, als wir bereit sind zu bleiben."

Die Anführerin der Bewahrer neigte leicht den Kopf. "Dein Misstrauen ist verständlich, Lestat, wenn auch unnötig. Wir sind keine Gefängniswärter." Sie machte eine umfassende Geste. "Der Rat ist sich einig. Ihr seid nun Novizen unter den Bewahrern. Eure Ausbildung beginnt morgen Nacht."

Mit diesen Worten erhob sie sich, und die anderen Ratsmitglieder folgten ihrem Beispiel. Einer nach dem anderen verließen sie den Pavillon, bis nur noch Lilia zurückblieb, die kindliche Vampirin mit den alten Augen.

"Ich werde eure Führerin sein", erklärte sie, ihre Stimme seltsam feierlich für ihr jugendliches Aussehen. "Eure erste Lehrerin in den Wegen der Bewahrer." Sie lächelte, ein überraschend warmes, echtes Lächeln. "Es wird nicht leicht sein, besonders für dich, Lestat. Aber ich glaube, ihr werdet beide überrascht sein, was ihr hier finden werdet."

Mit diesen Worten verbeugte sie sich leicht und verließ ebenfalls den Pavillon, ließ Eleonore und Lestat allein zurück.

"Ein Jahr", sagte Lestat, sobald sie außer Hörweite war. "Ein ganzes Jahr unter ihrer Kontrolle." Er schüttelte den Kopf. "Ich hätte nie gedacht, dass ich mich freiwillig darauf einlassen würde."

"Es war die richtige Entscheidung", sagte Eleonore sanft. "Wir brauchen diese Zeit, Lestat. Zeit zum Lernen, zum Heilen, zum Planen."

Er sah sie lange an, sein Gesicht unlesbar. "Du glaubst wirklich an sie, nicht wahr? An ihre 'höhere Bestimmung', ihre 'heilige Aufgabe'."

"Ich weiß nicht, ob ich daran glaube", antwortete sie ehrlich. "Aber ich bin bereit, mehr zu erfahren. Und ich bin müde vom Fliehen, vom Töten." Sie zögerte. "Ist es nicht möglich, dass es einen besseren Weg gibt, unsere Unsterblichkeit zu leben?"

Lestat seufzte, ein menschlicher Reflex, der seltsam anrührend wirkte. "Vielleicht hast du Recht. Vielleicht gibt es einen besseren Weg." Er erhob sich und streckte ihr seine Hand entgegen. "Komm. Wenn wir ein Jahr hier verbringen sollen, sollten wir uns ausruhen. Ich habe das Gefühl, dass die kommenden Nächte... anstrengend werden."

Die Ausbildung begann, wie versprochen, in der folgenden Nacht. Lilia holte sie kurz nach Sonnenuntergang ab und führte sie zu einem kleinen, abgelegenen Gebäude am Rand der Siedlung.

"Euer Unterricht findet getrennt statt", erklärte sie. "Zumindest am Anfang. Lestat kennt bereits die Grundlagen unserer Wege, auch wenn er sie lange ignoriert hat. Du, Eleonore, musst von vorn beginnen."

Lestat warf Eleonore einen aufmunternden Blick zu, bevor er mit Alexei, dem silberhaarigen Krieger, davonging. Eleonore folgte Lilia in das Gebäude, das sich als eine Art Bibliothek entpuppte – die Wände waren bedeckt mit Regalen voller Bücher, Schriftrollen und Tafeln, manche offensichtlich uralt.

"Die erste Lektion eines Bewahrers ist das Wissen", sagte Lilia, während sie zwischen den Regalen hindurchging. "Wir sind die Hüter der Geschichte – nicht nur unserer eigenen, sondern aller übernatürlichen Wesen, die diese Welt bewohnen."

Sie zog ein dickes, in Leder gebundenes Buch aus einem Regal und legte es auf einen Tisch in der Mitte des Raumes. "Dies ist die Chronik unserer Art – von den ersten bekannten Vampiren bis zu den jüngsten Verwandlungen. Jeder Name, jede Linie, jede bedeutende Tat ist hier verzeichnet."

Eleonore betrachtete das Buch ehrfürchtig. Der Einband war abgenutzt, das Leder rissig vom Alter, aber die goldenen Schriftzeichen darauf leuchteten noch immer, als wären sie erst gestern aufgetragen worden.

"Darf ich?", fragte sie und streckte die Hand danach aus.

Lilia nickte. "Es gehört dir genauso wie jedem anderen Bewahrer. Wir teilen unser Wissen."

Eleonore öffnete das Buch vorsichtig. Die Seiten waren aus einem seltsamen, pergamentartigen Material, die Schrift darauf in verschiedenen Sprachen und Alphabeten – einige, die sie erkannte, viele, die ihr fremd waren. Bilder und Diagramme zierten die Ränder, detaillierte Illustrationen von Vampiren verschiedener Epochen und Kulturen.

"Es ist wunderschön", flüsterte sie.

"Und mächtig", ergänzte Lilia. "Wissen ist die größte Macht, die wir besitzen. Es verbindet uns mit unserer Vergangenheit und führt uns in die Zukunft." Sie deutete auf einen Abschnitt des Buches. "Sieh hier – die Geschichte deines eigenen Schöpfers."

Eleonore beugte sich vor und sah tatsächlich Lestats Namen, geschrieben in einer eleganten,

geschwungenen Handschrift. Darunter stand eine Chronik seines Lebens – seine Geburt als Sterblicher im Jahr 1738 in der Auvergne, Frankreich; seine Verwandlung durch den Vampir Magnus im Jahr 1766; seine Zeit bei den Bewahrern von 1770 bis 1789; und dann eine lange Liste von Orten und Daten, die seine Reisen und bedeutenden Taten nach seinem Weggang dokumentierten.

"Ihr habt ihn all die Jahre beobachtet", stellte Eleonore fest.

Lilia nickte. "Wir beobachteten alle unserer Art, besonders jene, die einst zu uns gehörten. Lestat war... besonders interessant zu verfolgen. Er hat mehr gelebt, mehr erfahren als die meisten Vampire seines Alters."

"Und mehr getötet", fügte Eleonore leise hinzu, als sie die langen Listen von Namen sah, die unter bestimmten Daten verzeichnet waren – Lestats Opfer, vermutet sie.

"Ja", bestätigte Lilia ohne Verurteilung in ihrer Stimme. "Das gehört zu seiner Geschichte. Wie es zu deiner gehört, dass du versuchst, nicht zu töten, wenn du dich nährst."

Eleonore sah überrascht auf. "Woher weißt du das?"

Lilia lächelte geheimnisvoll. "Die Bewahrer wissen vieles, Eleonore. Wir sehen, wir hören, wir fühlen. Die Verbindung zwischen Vampiren ist stärker, als die meisten unserer Art erkennen."

Sie blätterte weiter in dem Buch, bis sie zu einer leeren Seite kam. "Hier", sagte sie und deutete auf das unberührte Pergament. "Hier wird deine Geschichte beginnen. Dein Name, deine Taten, deine Entscheidungen."

Eleonore starrte auf die leere Seite, plötzlich überwältigt von der Bedeutung dieses Moments. Ihre Unsterblichkeit, die bisher so chaotisch und ziellos erschienen war, würde hier dokumentiert werden, Teil einer größeren Geschichte werden.

"Die erste Lektion eines Bewahrers", fuhr Lilia fort, "ist zu verstehen, dass wir nicht isoliert existieren. Wir sind Teil eines größeren Ganzen, verbunden durch Blut und Geschichte mit allen unserer Art, verantwortlich für das Gleichgewicht zwischen unserer Welt und den anderen."

Sie schloss das Buch sanft und legte eine Hand darauf. "In den kommenden Nächten wirst du lernen, was das bedeutet – nicht nur durch Worte und Bücher, sondern durch Erfahrung. Du wirst lernen, dich zu nähren, ohne zu töten. Du wirst lernen, die Grenzen zwischen den Welten zu spüren und zu respektieren. Du wirst lernen, was es wirklich bedeutet, unsterblich zu sein."

Die Tage vergingen, wurden zu Wochen, und Eleonore tauchte tiefer ein in die Welt der Bewahrer. Jede Nacht brachte neue Lektionen, neue Entdeckungen, neue Fähigkeiten.

Sie lernte die Geschichte ihrer Art – nicht die fragmentierten, oft mythologisierten Geschichten, die Lestat ihr erzählt hatte, sondern eine umfassende Chronik, die Jahrtausende umspannte. Sie erfuhr von den ersten Vampiren, die in den Höhlen des alten Ägyptens entstanden waren; von den großen Vampirkriegen in der Antike; von den Zeiten der Verfolgung während des Mittelalters; und von der Gründung der Bewahrer durch Seraphina und sechs andere Älteste vor mehr als zweitausend Jahren.

Sie lernte die Kunst des kontrollierten Nährens – wie man Blut nahm, ohne Schmerz zu verursachen, ohne den Spender zu schwächen, ohne die Erinnerung an die Begegnung zu hinterlassen. Es war eine subtile, intime Kunst, die mehr Selbstbeherrschung erforderte, als sie für möglich gehalten hätte.

Und sie lernte über die anderen Welten – die Dimensionen jenseits der menschlichen Wahrnehmung, die parallel zu ihrer eigenen existierten, getrennt nur durch dünne Schleier der

Realität. Die Bewahrer waren die Wächter dieser Grenzen, die dafür sorgten, dass die Wesen der anderen Seite nicht in ihre Welt eindringen und Chaos verursachten.

Lestat unterzog sich seiner eigenen Ausbildung, obwohl er, wie Lilia vorhergesagt hatte, ein widerwilliger Schüler war. Oft sah Eleonore ihn nachts allein am Rand der Siedlung stehen, den Blick in die Ferne gerichtet, als würde er die Freiheit jenseits der Berge vermissen.

Doch zu ihrer Überraschung blieb er, hielt sich an die Vereinbarung, nahm teil an den Ritualen und Studien, die ihm auferlegt wurden. Manchmal, wenn sie ihn beobachtete, wie er mit Alexei trainierte oder mit Khalid über alte Texte diskutierte, glaubte sie, einen Anflug von Frieden in seinem sonst so ruhelosen Gesicht zu sehen.

Drei Monate nach ihrer Ankunft im Tal kam Seraphina zu ihr, als sie allein in der Bibliothek studierte.

"Du machst Fortschritte", stellte die ältere Vampirin fest, während sie die Bücher und Notizen betrachtete, die Eleonore um sich herum ausgebreitet hatte. "Schneller als die meisten Novizen."

"Es gibt so viel zu lernen", antwortete Eleonore. "So viel, das ich nie vermutet hätte."

Seraphina setzte sich ihr gegenüber, ihre Bewegungen so fließend und anmutig wie immer. "Du hast eine natürliche Begabung für unsere Wege, Eleonore. Eine Sensibilität für die Grenzen zwischen den Welten, die selten ist, selbst unter unserer Art."

Eleonore sah überrascht auf. "Ich habe nichts Besonderes getan."

"Doch, das hast du." Seraphina lehnte sich vor, ihre dunklen Augen intensiv. "Du hast die Quellen besucht, nicht wahr? Allein, ohne Führung."

Eleonore errötete leicht – eine Reaktion, die nur möglich war, weil sie sich kürzlich genährt hatte. Es stimmte; sie hatte die heiligen Quellen mehrmals besucht, angezogen von der seltsamen Energie, die sie dort spürte, von den Visionen, die im dampfenden Wasser auftauchten.

"Ich wollte nur... verstehen", gab sie zu.

Seraphina lächelte – ein echtes Lächeln, das ihr zeitloses Gesicht mit unerwarteter Wärme erfüllte. "Genau das ist es, was dich besonders macht, Eleonore. Dein Wunsch zu verstehen, nicht nur zu wissen. Deine Bereitschaft, die Grenzen zu erkunden, ohne sie zu überschreiten." Sie legte eine Hand auf Eleonores. "Es ist Zeit für die nächste Stufe deiner Ausbildung."

"Was bedeutet das?"

"Es bedeutet, dass du bereit bist, die wahre Natur unserer Aufgabe zu erfahren – nicht nur durch Bücher und Erzählungen, sondern durch direkte Erfahrung." Seraphina erhob sich. "Heute Nacht, bei Mondaufgang, wirst du am Ritual der Grenzen teilnehmen. Es ist eine Ehre, die normalerweise erst nach Jahren des Studiums gewährt wird."

Eleonore fühlte, wie Aufregung und Nervosität sich in ihr vermischten. Das Ritual der Grenzen war eines der heiligsten und geheimnisvollsten Praktiken der Bewahrer – ein Ritual, das es ihnen ermöglichte, direkt mit den Kräften der anderen Welten zu kommunizieren, die Grenzen zu stärken, das Gleichgewicht zu erhalten.

"Bin ich wirklich bereit dafür?", fragte sie leise.

"Das werden wir sehen", antwortete Seraphina kryptisch. "Bereite dich vor. Meditiere. Und komm zur großen Quelle, wenn der Mond aufgeht." Sie wandte sich zum Gehen, hielt dann aber noch einmal inne. "Und Eleonore... sprich nicht mit Lestat darüber. Nicht jetzt. Er hat seinen eigenen Weg zu gehen."

Nach Seraphinas Weggang blieb Eleonore nachdenklich zurück. Die Aussicht auf das Ritual erfüllte

sie mit einer Mischung aus Vorfreude und Furcht. Was würde sie jenseits der Grenzen sehen? Welche Kräfte würde sie spüren? Und warum sollte sie nicht mit Lestat darüber sprechen?

Die Frage nach Lestat beunruhigte sie am meisten. In den Monaten im Tal hatte sich ihre Beziehung verändert – sie waren nicht mehr nur Schöpfer und Geschöpf, sondern etwas Komplexeres, Tieferes. Sie teilten ihre Gedanken, ihre Entdeckungen, ihre Zweifel. Die Vorstellung, ihm etwas so Wichtiges zu verschweigen, fühlte sich wie ein Verrat an.

Und doch... Sie vertraute Seraphina, vertraute der Weisheit und Erfahrung der älteren Vampirin. Wenn sie sagte, dass Lestat seinen eigenen Weg gehen musste, dann hatte sie sicherlich ihre Gründe.

Mit einem Seufzer schloss Eleonore die Bücher, die sie studiert hatte, und verließ die Bibliothek. Sie brauchte Zeit allein, um sich auf das vorzubereiten, was kommen würde.

Sie wanderte durch die Siedlung, beobachtete die anderen Vampire bei ihren nächtlichen Aktivitäten. Einige übten Kampfkünste auf einer offenen Fläche, ihre Bewegungen so schnell, dass sie für menschliche Augen unsichtbar gewesen wären. Andere saßen in kleinen Gruppen zusammen, diskutierten über Bücher oder Artefakte. Wieder andere meditierten allein, völlig still, als wären sie Statuen und nicht lebende (oder untote) Wesen.

Es war ein friedliches Bild, so anders als das chaotische, blutige Leben, das sie mit Lestat geführt hatte. Hier gab es Ordnung, Zweck, Gemeinschaft. Hier gab es eine Möglichkeit, die Ewigkeit mit Sinn zu füllen, nicht nur mit Überleben und Jagen.

Und doch... manchmal, in stillen Momenten wie diesen, spürte sie ein leises Flüstern von Zweifel. War dies wirklich der richtige Weg für sie? War die strenge Ordnung der Bewahrer wirklich besser als die wilde Freiheit, die Lestat ihr versprochen hatte? Und was würde geschehen, wenn ihr Jahr vorüber war und sie eine endgültige Entscheidung treffen musste?

Der Mond begann am östlichen Horizont aufzusteigen, sein silbernes Licht flutete das Tal. Es war Zeit. Mit einem letzten tiefen Atemzug machte sich Eleonore auf den Weg zur großen Quelle, bereit, die Grenzen zwischen den Welten zu überschreiten und zu erfahren, was jenseits lag – für besser oder schlechter.

Der Mond stand voll und silbern am Himmel, als Eleonore den Pfad zur großen Quelle hinaufstieg. Die Luft war erfüllt vom Duft blühender Nachtpflanzen und dem mineralischen Geruch der heißen Quellen. Mit jedem Schritt spürte sie, wie die Energie des Ortes intensiver wurde – ein Kribbeln auf ihrer Haut, ein Flüstern in ihrem Geist, das gleichzeitig lockend und beunruhigend war.

Am Eingang zur Grotte warteten bereits drei Gestalten: Seraphina in einem fließenden weißen Gewand, das im Mondlicht zu leuchten schien; Khalid mit einem kunstvoll bestickten Umhang, der mit Symbolen übersät war; und zu ihrer Überraschung Lilia, die kindliche Vampirin, deren unschuldiges Aussehen in scharfem Kontrast zu der feierlichen Ernsthaftigkeit in ihren Augen stand.

"Du bist gekommen", stellte Seraphina fest, ihre Stimme sanft, aber mit einem Unterton von Anspannung, den Eleonore noch nie bei ihr gehört hatte. "Bist du bereit, die Grenzen zu überschreiten?"

Eleonore nickte, obwohl ihr Inneres vor Nervosität vibrierte. "Was erwartet mich?"

"Das hängt von dir ab", antwortete Khalid. "Das Ritual öffnet einen Weg, aber wohin dieser Weg führt, bestimmt dein eigener Geist, deine eigene Seele."

Lilia trat vor und reichte Eleonore eine kleine Schale aus poliertem Stein. Darin befand sich eine dicke, dunkelrote Flüssigkeit – Blut, aber anders als jedes, das sie je gesehen hatte. Es schimmerte im Mondlicht mit einem seltsamen, inneren Leuchten.

"Das Blut der Bewahrer", erklärte Seraphina. "Vereint in freiwilliger Gabe. Es wird dir helfen, die Schleier zwischen den Welten zu durchdringen."

Eleonore nahm die Schale mit zitternden Händen entgegen. "Ich trinke es?"

"Ja", bestätigte Seraphina. "Aber sei gewarnt: Was du jenseits der Grenzen siehst, kann nicht ungesehen gemacht werden. Die Erfahrung wird dich für immer verändern."

Ein Moment des Zögerns überkam Eleonore. War sie wirklich bereit für diesen Schritt? Für diese Veränderung, von der es kein Zurück gab? Sie dachte an Lestat, an seine Warnungen über die Bewahrer, an seine eigene komplizierte Geschichte mit ihnen. Hätte sie mit ihm sprechen sollen, bevor sie sich hierauf einließ?

Doch dann erinnerte sie sich an all das Wissen, das sie in den letzten Monaten erworben hatte, an die Ordnung und den Frieden, den sie in der Gemeinschaft gefunden hatte. Sie wollte mehr verstehen, tiefer eindringen in die Geheimnisse ihrer Existenz.

Mit einem entschlossenen Atemzug hob sie die Schale an ihre Lippen und trank.

Der Geschmack explodierte auf ihrer Zunge – süßer, reicher, mächtiger als jedes Blut, das sie je gekostet hatte. Es brannte sich durch ihren Körper wie flüssiges Feuer, ließ jede Nervenfaser vibrieren, jeden Sinn schärfer werden. Ihre Sicht verschwamm kurz, dann wurde sie übermenschlich klar. Sie konnte jede Pore in Seraphinas Haut sehen, jede Faser in Khalids Umhang, jedes einzelne Haar in Lilias goldenen Locken.

"Komm", sagte Seraphina und streckte ihre Hand aus. "Es ist Zeit."

Die vier betraten die Grotte, deren Wände im phosphoreszierenden Licht der Moose zu pulsieren schienen. Der Tunnel kam Eleonore länger vor als bei ihrem ersten Besuch, gewundener, als würden sie tiefer in den Berg hineinsteigen als physisch möglich. Das Blut in ihren Adern sang, ließ die Zeit seltsam fließend erscheinen – Sekunden dehnten sich zu Stunden, Minuten komprimierten sich zu

Augenblicken.

Schließlich erreichten sie die zentrale Kammer mit dem dampfenden Becken. Doch diesmal war sie anders – größer, mysteriöser, die Grenzen des Raumes verschwommen, als würde er sich ins Unendliche erstrecken. Das Wasser im Becken leuchtete von innen heraus mit einem pulsierenden, bläulichen Licht.

Seraphina, Khalid und Lilia stellten sich um das Becken herum auf, bildeten ein perfektes Dreieck. Sie bedeuteten Eleonore, in die Mitte zu treten.

"Das Ritual der Grenzen ist so alt wie unsere Art selbst", erklärte Seraphina, ihre Stimme nun tiefer, resonanter, als würde sie aus einer großen Entfernung kommen. "Es erlaubt uns, die Schleier zwischen den Welten zu sehen, zu verstehen, zu stärken."

"Aber heute Nacht ist anders", fügte Khalid hinzu, sein Gesicht ernst. "Die Grenzen sind dünner geworden in den letzten Monaten. Etwas... oder jemand... versucht durchzudringen."

Lilia nickte, ihr kindliches Gesicht ungewöhnlich grimmig. "Wir glauben, es hängt mit den Aktivitäten der Talamasca zusammen. Sie experimentieren mit Kräften, die sie nicht verstehen, öffnen Türen, die besser verschlossen blieben."

Eleonore spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte. "Und was soll ich tun?"

"Beobachten. Lernen. Und wenn nötig, helfen, die Grenze zu stärken", antwortete Seraphina. Sie deutete auf das leuchtende Wasser. "Tauche deine Hände ein. Öffne deinen Geist. Lass dich führen von dem, was du siehst."

Mit pochendem Herzen kniete Eleonore sich am Rand des Beckens nieder. Der Dampf stieg ihr entgegen, trug seltsame Gerüche mit sich – fremd und doch seltsam vertraut, wie eine längst vergessene Erinnerung. Sie zögerte einen Moment, dann tauchte sie ihre Hände in das Wasser.

Die Welt um sie herum verschwand.

Sie schwebte in einer Art Zwischenreich – nicht mehr in der Grotte, aber auch nicht völlig in einer anderen Dimension. Alles um sie herum war neblig, fließend, die Grenzen zwischen Formen und Farben verschwommen. In der Ferne konnte sie schimmernde Lichter sehen, wie Sterne, aber näher, greifbarer.

"Dies sind die Grenzen", hörte sie Seraphinas Stimme, obwohl die ältere Vampirin nirgends zu sehen war. "Der Ort, wo unsere Welt auf andere trifft. Jedes Licht ist ein Durchgang, ein Tor zu einer anderen Realität."

Eleonore ließ sich treiben, angezogen von den Lichtern. Als sie sich einem näherte, konnte sie hindurchsehen, wie durch ein Fenster. Sie sah eine Welt, die ihrer eigenen ähnelte, aber seltsam verzerrt – die Farben zu hell, die Formen zu scharf, die Bewegungen zu schnell. Wesen, die entfernt menschenähnlich waren, aber mit zu langen Gliedmaßen und zu großen Augen, bewegten sich dort in einer fremdartigen Choreografie.

"Die Welt der Fae", erklärte Khalids Stimme. "Eine der ältesten Verbindungen zu unserer Realität. Sie waren einst häufiger Besucher in unserer Welt, bis die Menschen begannen, Eisen zu schmieden und Städte zu bauen."

Eleonore driftete weiter, sah durch andere Fenster – Welten aus Feuer und Schatten, Welten aus kristallinem Licht, Welten, die so fremd waren, dass ihr Verstand kaum fassen konnte, was sie sah.

Dann spürte sie es – eine Störung im Fluss der Energie um sie herum, eine Dissonanz in der kosmischen Harmonie dieses Zwischenreichs. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit in die Richtung der Störung und sah ein Licht, das anders war als die anderen – nicht ruhig schimmernd, sondern flackernd, pulsierend, als würde es unter Druck stehen.

Sie näherte sich vorsichtig. Das Fenster zeigte eine Welt aus Dunkelheit und Chaos, wo schattenhafte Gestalten sich wanden und krümmten, ihre Formen ständig verändernd, ihre Existenz eine einzige Qual. Und dort, am Rand dieses Fensters, sah sie einen Riss – einen haarfeinen Spalt, durch den etwas von dieser Dunkelheit in ihr eigenes Zwischenreich sickerte.

"Was ist das?", flüsterte sie entsetzt.

"Das Reich der Vergessenen", antwortete Liliass Stimme, nun nicht mehr kindlich, sondern alt und weise. "Eine Dimension des Leids, geschaffen aus den Alpträumen und Ängsten aller empfindungsfähigen Wesen. Die Wesen dort sind einst Sterbliche gewesen, deren Seelen so verdorben wurden, dass sie in keiner anderen Welt existieren können."

"Und der Riss?"

"Das ist es, was uns beunruhigt", sagte Seraphina ernst. "Etwas – oder jemand – versucht, die Barriere zu durchbrechen. Wenn es gelingt, könnten diese Wesen in unsere Welt eindringen."

Eleonore beobachtete, wie die Dunkelheit durch den Riss sickerte, wie Tinte in klares Wasser.

"Können wir es aufhalten?"

"Das ist einer der Gründe, warum wir dich hierher gebracht haben", erklärte Khalid. "Du hast eine natürliche Affinität für die Grenzen. Vielleicht kannst du helfen, den Riss zu schließen."

Eleonore zögerte. Sie hatte keine Ahnung, wie sie so etwas tun sollte. Sie war noch neu in dieser Welt der übernatürlichen Kräfte und dimensional Grenzen. Doch etwas in ihr – ein Instinkt, eine Intuition – zog sie zu dem Riss hin.

Sie näherte sich vorsichtig, spürte die Kälte, die von der anderen Seite ausstrahlte – eine Kälte, die tiefer ging als physische Temperatur, die die Seele selbst zu gefrieren drohte. Als sie näher kam, hörte sie Stimmen – gequälte Schreie, verzweifelte Flüstern, wahnsinniges Gelächter.

Und dann sah sie etwas, das ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ: ein Gesicht, das aus der Dunkelheit auftauchte, direkt am Riss – ein Gesicht, das sie kannte.

"Magnus", flüsterte sie entsetzt.

Es war der Vampir, der Lestat erschaffen hatte – ein Name und ein Gesicht, das sie aus den Chroniken der Bewahrer kannte. Magnus, der wahnsinnige Alchemist, der sich vor Jahrhunderten selbst zum Vampir gemacht hatte durch dunkle Rituale und verbotenes Wissen. Magnus, der Lestat verwandelt und dann in den Selbstmord getrieben hatte, indem er sich in die Flammen stürzte.

Aber Magnus war tot. Vernichtet durch Feuer, die einzige wahre Todesart für einen Vampir. Wie konnte er hier sein, in dieser Dimension des Leids?

"Er ist es nicht wirklich", sagte Seraphina, als hätte sie Eleonores Gedanken gelesen. "Nicht mehr. Was du siehst, ist ein Echo, ein Schatten dessen, was einst Magnus war. Seine Essenz, gefangen zwischen den Welten, weder wahrhaft tot noch lebendig."

Das Gesicht verzerrte sich zu einer grausamen Grimasse, die Augen fixierten Eleonore mit einem Blick, der gleichzeitig leer und voller Hass war. Lippen bewegten sich, formten Worte, die sie nicht hören konnte.

"Er versucht durchzukommen", sagte Khalid alarmiert. "Der Riss wird größer."

Tatsächlich schien der Spalt sich zu weiten, schwarze Tentakel aus reiner Dunkelheit krochen hindurch, tasteten in das Zwischenreich hinein wie suchende Finger.

"Eleonore", drängte Seraphinas Stimme. "Du musst handeln. Konzentriere dich auf den Riss. Visualisiere, wie er sich schließt. Nutze die Kraft des Blutes, das du getrunken hast."

Eleonore schloss ihre Augen (oder was auch immer in diesem Zustand ihr Äquivalent zu Augen war) und konzentrierte sich. Sie spürte das Blut der Bewahrer in sich pulsieren, eine fremde und doch vertraute Macht. Sie stellte sich vor, wie der Riss sich schloss, wie die Grenzen zwischen den Welten sich wieder verhärteten.

Nichts geschah. Die Dunkelheit sickerte weiter durch, der Riss wurde größer, das Gesicht von Magnus deutlicher.

"Es funktioniert nicht!", rief sie verzweifelt.

"Du brauchst einen Anker", sagte Lilia. "Etwas, das dich mit unserer Welt verbindet, das dir Kraft gibt."

Eleonore dachte an ihr Leben als Sterbliche, an ihre Verwandlung, an ihre Reise mit Lestat. Lestat – sein Gesicht erschien vor ihrem inneren Auge, seine blauen Augen, sein spöttisches Lächeln, seine seltenen Momente der Verletzlichkeit. Er war ihr Schöpfer, ihr Lehrer, ihr Gefährte. Die Verbindung zwischen ihnen war das Stärkste, was sie in ihrer vampirischen Existenz kannte.

Sie konzentrierte sich auf diese Verbindung, ließ sie durch sich fließen wie eine Lebensader. Und plötzlich spürte sie etwas – eine Präsenz, eine Kraft, die nicht ihre eigene war, aber mit ihr verbunden.

"Lestat?", flüsterte sie ungläubig.

Keine Antwort kam, aber die Präsenz wurde stärker, greifbarer. Sie konnte ihn fast sehen, neben sich, seine Hand in ihrer.

Mit neuer Entschlossenheit richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Riss. Diesmal visualisierte sie nicht nur, wie er sich schloss – sie befahl es, mit all der Kraft, die sie in sich spürte, ihrer eigenen und der, die durch ihre Verbindung zu Lestat floss.

Der Riss zitterte, die Dunkelheit zog sich zurück, das Gesicht von Magnus verzerrte sich in stummer Wut. Eleonore drückte weiter, spürte, wie etwas in ihr sich öffnete – ein Kanal für eine Macht, die älter und größer war als sie selbst.

Der Riss begann sich zu schließen, langsam, Millimeter für Millimeter. Die Tentakel der Dunkelheit wurden zurückgezogen, wie von einer unsichtbaren Kraft gezwungen. Magnus' Gesicht verblasste, wurde undeutlicher, seine stummen Schreie verzweifelter.

Eleonore spürte, wie ihre Kräfte schwanden, wie die Anstrengung an ihr zehrte. Aber sie hielt durch, fokussierte sich auf die schrumpfende Öffnung, auf die Verbindung zu Lestat, auf die Kraft des Blutes der Bewahrer in ihren Adern.

Mit einem letzten, gewaltigen Kraftakt drückte sie die Grenzen zwischen den Welten zusammen. Der Riss schloss sich mit einem lautlosen Knall, der durch das gesamte Zwischenreich zu hallen schien. Die Dunkelheit verschwand, das Fenster zur Welt der Vergessenen wurde wieder ruhig und undurchdringlich.

Erschöpft ließ Eleonore los, spürte, wie sie zurück in ihren Körper gezogen wurde, wie die neblige Landschaft des Zwischenreichs verblasste und die solide Realität der Grotte zurückkehrte.

Sie fand sich auf den Knien am Rand des Beckens wieder, ihre Hände noch immer im Wasser, das nun wieder normal aussah – dampfend, aber nicht mehr leuchtend. Seraphina, Khalid und Lilia standen um sie herum, ihre Gesichter eine Mischung aus Erstaunen und Besorgnis.

"Du hast es geschafft", flüsterte Seraphina, ihre sonst so kontrollierte Stimme zitternd vor Emotion. "Du hast den Riss geschlossen."

Eleonore zog ihre Hände aus dem Wasser, bemerkte, dass sie zitterten. Sie fühlte sich erschöpft,

ausgelaugt, als hätte sie tagelang ohne Nahrung existiert.

"Was... was war das?", fragte sie schwach. "Warum war Magnus dort? Und wie konnte ich Lestat spüren?"

Seraphina und Khalid tauschten bedeutungsvolle Blicke aus. Es war Lilia, die schließlich antwortete, ihre kindliche Stimme nun wieder sanft und beruhigend.

"Magnus war einer der wenigen Vampire, die versucht haben, die Grenzen zwischen den Welten zu manipulieren", erklärte sie. "Seine Experimente, seine dunklen Rituale – sie haben seine Seele verdorben, ihn an das Reich der Vergessenen gebunden. Als sein physischer Körper zerstört wurde, wurde seine Essenz dorthin gezogen."

"Und Lestat?", drängte Eleonore.

"Die Verbindung zwischen Schöpfer und Geschöpf ist mächtiger, als die meisten unserer Art verstehen", sagte Seraphina. "In Momenten extremer Not oder Gefahr kann sie als Kanal dienen, durch den Kraft fließen kann. Was du gespürt hast, war Lestats Essenz, seine Kraft, die durch eure Verbindung zu dir floss."

Eleonore versuchte, diese Erklärung zu verarbeiten, aber ihr Geist war zu erschöpft für tiefgreifende Überlegungen. Eine Frage jedoch brannte in ihr: "Weiß Lestat, was passiert ist? Hat er es gespürt?"

Khalid nickte langsam. "Auf einer bestimmten Ebene, ja. Er mag die Details nicht kennen, aber er wird die Verbindung gespürt haben, den Energiefluss."

"Wir müssen zurück zur Siedlung", sagte Seraphina plötzlich, ihr Gesicht ernst. "Was heute Nacht geschehen ist, ändert alles. Der Rat muss informiert werden."

Sie halfen Eleonore auf die Füße, stützten sie, als ihre Beine unter ihr nachzugeben drohten. Der Weg zurück durch den Tunnel erschien ihr wie ein Traum – verschwommen, unwirklich, die Grenzen zwischen Realität und Vision verschwimmend.

Als sie aus der Grotte traten, sah Eleonore, dass der Himmel sich bereits zu erhellen begann – die Nacht neigte sich dem Ende zu. Und dort, am Rand des Waldes, stand eine Gestalt, die auf sie wartete.

Lestat.

Sein Gesicht war eine Maske aus Sorge und Verwirrung, seine Augen fixierten Eleonore mit einer Intensität, die sie bis in ihre Seele zu durchbohren schien.

"Was hast du getan?", fragte er, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern. "Ich habe es gespürt – eine Verbindung, ein Ziehen, als würde etwas durch mich hindurchfließen."

Bevor Eleonore antworten konnte, trat Seraphina vor. "Sie hat getan, wozu du nie den Mut hattest, Lestat. Sie hat sich den Grenzen gestellt, hat sie verteidigt, hat verhindert, dass die Dunkelheit durchbricht."

Lestats Augen verengten sich. "Du hast sie benutzt. Du hast sie in Gefahr gebracht, ohne ihr die volle Wahrheit zu sagen."

"Sie hat sich freiwillig angeboten", konterte Seraphina kühl.

"Hat sie das?" Lestat wandte sich wieder Eleonore zu, sein Blick nun sanfter. "Hast du verstanden, worauf du dich eingelassen hast? Was es bedeutet, die Grenzen zu berühren?"

Eleonore wollte antworten, wollte erklären, was sie gesehen und gefühlt hatte, aber die Erschöpfung überwältigte sie. Ihre Knie gaben nach, und sie wäre gefallen, hätte Lestat sie nicht aufgefangen, seine Arme fest um sie geschlungen.

"Sie braucht Ruhe", sagte er zu Seraphina, sein Ton keinen Widerspruch duldend. "Und Blut. Das Ritual hat sie ausgelaut."

Seraphina nickte widerwillig. "Bring sie in eure Hütte. Ich werde jemanden mit Blut schicken." Sie hielt inne, ihr Blick zwischen Lestat und Eleonore hin- und herwandernd. "Aber dies ist noch nicht vorbei, Lestat. Was heute Nacht geschehen ist, verändert alles. Der Rat wird sich versammeln müssen, Entscheidungen müssen getroffen werden."

Lestat antwortete nicht, hob stattdessen Eleonore in seine Arme und trug sie fort, zurück in Richtung der Siedlung. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, zu schwach, um zu sprechen, aber erfüllt von einem seltsamen Gefühl der Verbundenheit – nicht nur zu ihm, sondern zu allem, was sie im Zwischenreich gesehen hatte.

Etwas hatte sich verändert, tief in ihr. Sie hatte die Grenzen zwischen den Welten berührt, hatte in Abgründe geblickt, die kein Sterblicher je sehen sollte. Und sie hatte Magnus gesehen – den wahnsinnigen Schöpfer ihres Schöpfers, gefangen zwischen den Dimensionen, verzweifelt bemüht, zurückzukehren.

Was bedeutete das alles? Was würde der Rat entscheiden? Und was würde geschehen, wenn die Talamasca erfuhr, dass die Grenzen zwischen den Welten schwächer wurden?

Diese Fragen wirbelten durch ihren erschöpften Geist, als die Dunkelheit sie umfing und sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel – geschützt in den Armen ihres Schöpfers, aber für immer verändert durch das, was sie jenseits der Grenzen gesehen hatte.

Kapitel 7: Zwischen den Welten

Eleonore erwachte mit einem Gefühl der Desorientierung. Die Welt um sie herum schien seltsam verschwommen, die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit fließend. Sie lag in ihrem Bett in der kleinen Hütte, die sie und Lestat seit ihrer Ankunft im Tal bewohnten, aber etwas war anders. Die Luft schimmerte leicht, als würde sie durch einen dünnen Schleier betrachtet.

"Endlich wach", sagte eine vertraute Stimme neben ihr.

Sie drehte den Kopf und sah Lestat auf einem Stuhl neben ihrem Bett sitzen, sein Gesicht eine Mischung aus Erleichterung und Sorge. Er hielt einen Kelch in der Hand, gefüllt mit dunkler, rubinroter Flüssigkeit.

"Wie lange war ich...?", begann sie, ihre Stimme rau und schwach.

"Drei Tage", antwortete er und reichte ihr den Kelch. "Trink. Du brauchst Kraft."

Sie nahm den Kelch mit zitternden Händen entgegen und trank gierig. Das Blut war reich und süß, vermischt mit etwas, das sie nicht identifizieren konnte – ein Kräuterextrakt vielleicht, der ihm eine leicht bittere Note verlieh. Sofort spürte sie, wie Energie durch ihren ausgelaugten Körper strömte, wie Klarheit in ihren Geist zurückkehrte.

"Was ist passiert?", fragte sie, nachdem sie den letzten Tropfen getrunken hatte. "Nach dem Ritual... ich erinnere mich kaum."

Lestat nahm ihr den leeren Kelch ab und stellte ihn beiseite. "Du bist zusammengebrochen. Das Ritual hat dich fast zerstört, Eleonore." Ein Schatten huschte über sein Gesicht. "Seraphina hätte dich nie dorthin führen dürfen. Du warst nicht bereit."

Die Erinnerungen kehrten langsam zurück – das Zwischenreich, die schimmernden Lichter, die verschiedenen Dimensionen, der Riss... und Magnus' Gesicht, verzerrt von Hass und Wahnsinn, gefangen zwischen den Welten.

"Ich habe ihn gesehen", flüsterte sie. "Magnus. Deinen Schöpfer."

Lestat erstarrte, seine Augen weiteten sich leicht. "Das ist unmöglich. Magnus ist tot, vernichtet durch Feuer."

"Sein Körper vielleicht", sagte Eleonore und setzte sich auf, ihre Kräfte kehrten mit jedem Moment zurück. "Aber seine Essenz... sie ist gefangen im Reich der Vergessenen. Er versucht zurückzukommen, Lestat. Er versucht, den Schleier zu durchbrechen."

Lestat stand abrupt auf, wandte sich ab, seine Haltung plötzlich angespannt. "Das kann nicht sein. Niemand kehrt zurück aus dem wahren Tod. Nicht einmal ein Vampir."

"Es ist wahr", beharrte sie. "Ich habe ihn gesehen, so deutlich wie ich dich jetzt sehe. Und er hat mich auch gesehen. Er wusste, wer ich bin – oder vielmehr, was ich bin. Dein Geschöpf."

Lestat drehte sich langsam zu ihr um, sein Gesicht nun eine Maske aus sorgfältig kontrollierter Emotion. "Was noch hast du gesehen?"

Sie erzählte ihm alles – von den verschiedenen Dimensionen, die sie durch die leuchtenden Fenster beobachtet hatte, von dem Riss in der Barriere zum Reich der Vergessenen, von der Dunkelheit, die hindurchsickerte, und von ihrer verzweifelten Anstrengung, den Riss zu schließen.

"Und dann habe ich dich gespürt", schloss sie. "Deine Präsenz, deine Kraft. Es war, als wärst du dort bei mir, als würdest du mir helfen."

Lestat setzte sich wieder, sein Gesicht nun nachdenklich. "Ich habe etwas gespürt in jener Nacht.

Ein Ziehen, ein Brennen in meinem Blut. Als würde etwas durch mich hindurchfließen." Er sah ihr direkt in die Augen. "Ich wusste nicht, was es war, aber ich wusste, dass es mit dir zu tun hatte. Ich folgte dem Gefühl bis zur Grotte."

Eine Stille fiel zwischen sie, erfüllt von unausgesprochenen Fragen und Erkenntnissen. Die Verbindung zwischen ihnen war tiefer, als sie gedacht hatten – nicht nur die übliche Bindung zwischen Schöpfer und Geschöpf, sondern etwas Selteneres, Mächtigeres.

"Der Rat hat sich versammelt", sagte Lestat schließlich. "Jeden Abend seit dem Ritual. Sie diskutieren, was deine Vision bedeutet, was zu tun ist."

"Und?", fragte Eleonore. "Zu welchem Schluss sind sie gekommen?"

"Sie sind gespalten." Lestat stand wieder auf, begann im Raum auf und ab zu gehen, die rastlose Energie, die so charakteristisch für ihn war, wieder zum Vorschein kommend. "Einige, angeführt von Seraphina, glauben, dass deine Fähigkeit, die Grenzen zu spüren und zu beeinflussen, ein Zeichen ist – dass du eine besondere Rolle zu spielen hast im kommenden Konflikt."

"Konflikt?"

"Die Talamasca wird kommen, Eleonore. Nicht nur wegen uns, sondern wegen des Tals selbst. Wie ich dir sagte, sie wissen von diesem Ort, von seinen Geheimnissen. Und wenn Magnus tatsächlich versucht, aus dem Reich der Vergessenen zurückzukehren..." Er schüttelte den Kopf. "Die Konsequenzen wären katastrophal."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihr Gespräch. Lestat öffnete, und Lilia trat ein, ihr kindliches Gesicht ungewöhnlich ernst.

"Der Rat verlangt eure Anwesenheit", sagte sie ohne Umschweife. "Sofort."

Der Ratssaal war überfüllt. Nicht nur die sieben offiziellen Mitglieder des Rates waren anwesend, sondern auch viele andere Bewohner des Tals – Vampire jeden Alters und jeder Herkunft, alle mit Gesichtern voller Anspannung und Sorge.

Als Eleonore und Lestat eintraten, verstummten alle Gespräche. Alle Augen richteten sich auf sie, besonders auf Eleonore. Sie spürte die Last dieser Blicke, die Erwartungen, die Fragen.

Seraphina stand in der Mitte des Raumes, gekleidet in ein formelles schwarzes Gewand, das ihre blasser Haut noch heller erscheinen ließ. Neben ihr standen Alexei und Khalid, beide ebenfalls in Schwarz, ihre Gesichter ernst und feierlich.

"Eleonore Deveraux", begann Seraphina, ihre Stimme klar und kraftvoll im stillen Raum. "Du hast die Grenzen berührt und bist zurückgekehrt. Du hast einen Riss geschlossen und eine drohende Invasion verhindert. Und du hast gesehen, was keiner von uns sehen konnte – die Rückkehr eines längst verloren geglaubten Feindes."

Sie machte eine Pause, ihr Blick intensiv auf Eleonore gerichtet. "Der Rat hat drei Tage lang beraten. Wir haben alte Texte konsultiert, Visionen gesucht, die Zeichen gedeutet. Und wir sind zu einem Schluss gekommen, der... ungewöhnlich ist."

Eleonore spürte, wie Lestat neben ihr sich anspannte, seine Hand leicht auf ihren Rücken legend – eine schützende Geste, die ihr gleichzeitig Trost und Stärke gab.

"Wir glauben", fuhr Seraphina fort, "dass du, Eleonore, eine Schlüsselrolle spielen wirst in dem, was kommen wird. Deine Fähigkeit, die Grenzen zu spüren und zu beeinflussen, ist außergewöhnlich – selbst für unsere Art. In all den Jahrhunderten unserer Existenz haben wir nur wenige gesehen, die eine solche natürliche Affinität besitzen."

"Was bedeutet das?", fragte Eleonore, ihre Stimme fester, als sie sich fühlte.

"Es bedeutet", antwortete Khalid, "dass du eine Wahl treffen musst. Eine Wahl, die nicht nur dein Schicksal bestimmen wird, sondern möglicherweise das Schicksal vieler."

Alexei trat vor, sein silbernes Haar im Licht der Fackeln schimmernd. "Die Talamasca hat ihre Aktivitäten verstärkt. Unsere Spione berichten von neuen Experimenten, neuen Ritualen. Sie versuchen, die Grenzen zwischen den Welten zu manipulieren, ohne zu verstehen, welche Kräfte sie freisetzen könnten."

"Und Magnus?", fragte Lestat, seine Stimme angespannt. "Was ist mit ihm?"

Seraphina wechselte einen Blick mit den anderen Ratsmitgliedern, bevor sie antwortete. "Wenn das, was Eleonore gesehen hat, wahr ist – und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln – dann hat Magnus einen Weg gefunden, seine Essenz zu bewahren, trotz der Zerstörung seines Körpers. Er existiert in einem Zwischenzustand, gefangen im Reich der Vergessenen, aber bewusst, zielgerichtet."

"Er will zurück", sagte Eleonore leise. "Ich habe es in seinen Augen gesehen. Den Hunger, die Verzweiflung, den Hass."

"Ja", bestätigte Seraphina. "Und wenn die Talamasca weiterhin mit den Grenzen experimentiert, könnten sie ihm unbeabsichtigt den Weg ebnen. Ein Riss wie der, den du geschlossen hast, könnte wieder erscheinen – größer, stabiler, unmöglich zu schließen."

Ein Raunen ging durch die Versammlung, Stimmen voller Furcht und Besorgnis.

"Was schlägt ihr vor?", fragte Lestat, sein Ton nun schärfer, herausfordernder. "Sollen wir hier sitzen und warten, bis die Katastrophe über uns hereinbricht?"

"Nein", antwortete Seraphina fest. "Wir schlagen vor zu handeln. Proaktiv, nicht reaktiv." Sie wandte sich wieder Eleonore zu. "Der Rat hat beschlossen, eine Expedition zu entsenden – zu den Hauptquartieren der Talamasca in London und Rom. Eine kleine Gruppe unserer fähigsten Mitglieder, mit dem Ziel, ihre Forschungen zu sabotieren, ihre gefährlichsten Artefakte zu zerstören und, wenn möglich, ihre Führung zur Vernunft zu bringen."

"Und ihr wollt, dass ich Teil dieser Expedition bin", schloss Eleonore, plötzlich verstehend, worauf das alles hinauslief.

"Ja", bestätigte Seraphina. "Deine Fähigkeit, die Grenzen zu spüren, könnte entscheidend sein, um die gefährlichsten Experimente der Talamasca zu identifizieren und zu neutralisieren."

Lestat lachte bitter. "Ihr wollt sie direkt in die Höhle des Löwen schicken? Nach allem, was sie durchgemacht hat?"

"Nicht allein", sagte Khalid beschwichtigend. "Sie würde von erfahrenen Bewahrern begleitet werden. Und von dir, wenn du es wünschst."

Diese letzte Aussage ließ Lestat verstummen, Überraschung auf seinem Gesicht. Er hatte offensichtlich nicht erwartet, einbezogen zu werden.

"Ihr vertraut mir?", fragte er skeptisch. "Nach allem, was zwischen uns vorgefallen ist?"

"Vertrauen ist vielleicht nicht das richtige Wort", erwiderte Seraphina mit einem Anflug ihres alten Sarkasmus. "Sagen wir, wir erkennen deine Fähigkeiten an. Und deine Verbindung zu Eleonore. Ihr beide zusammen seid stärker als jeder von euch allein – das hat das Ritual bewiesen."

Eleonore spürte, wie sich ihr Geist mit widerstreitenden Gedanken und Gefühlen füllte. Die Aussicht, das sichere Tal zu verlassen und sich direkt der Talamasca zu stellen, erfüllte sie mit Furcht. Und doch... Die Vorstellung, untätig zu bleiben, während die Grenzen zwischen den Welten

schwächer wurden, während Magnus und andere wie er versuchten durchzubrechen, war noch beängstigender.

"Wann würden wir aufbrechen?", fragte sie schließlich.

"Eleonore!", protestierte Lestat. "Du kannst nicht ernsthaft in Erwägung ziehen—"

"Ich muss", unterbrach sie ihn sanft. "Du hast es selbst gesagt, Lestat. Die Talamasca wird kommen, ob wir hier bleiben oder nicht. Und wenn Magnus einen Weg zurück in unsere Welt findet..." Sie schüttelte den Kopf. "Wir können nicht einfach warten und hoffen."

Lestat starrte sie an, sein Gesicht ein Kampf zwischen Stolz und Sorge. Schließlich seufzte er. "Du bist zu mutig für dein eigenes Wohl, mon cher. Eine Eigenschaft, die ich bewundere und fürchte."

Er wandte sich wieder dem Rat zu. "Wenn Eleonore geht, gehe ich mit ihr. Aber ich warne euch – wenn dies eine Falle ist, wenn ihr sie in irgendeiner Weise gefährdet..."

"Es ist keine Falle, Lestat", sagte Seraphina müde. "Wir kämpfen alle auf derselben Seite in dieser Sache, ob es dir gefällt oder nicht."

"Wer sonst wird Teil dieser... Expedition sein?", fragte Eleonore.

"Alexei", antwortete Seraphina. "Seine Kampffähigkeiten sind unübertroffen. Lilia, deren unschuldiges Aussehen oft unterschätzen lässt, wie gefährlich sie sein kann. Und Khalid, dessen Wissen über die Talamasca und ihre Methoden von unschätzbarem Wert sein wird."

"Und du?", fragte Lestat, eine Augenbraue hebend. "Wirst du dich uns anschließen, oder ziehst du es vor, aus der Ferne zu kommandieren?"

Ein Schatten huschte über Seraphinas Gesicht. "Ich muss hier bleiben, um das Tal zu schützen. Sollte eure Mission fehlschlagen, werden wir die letzte Verteidigungslinie sein."

Die Worte hingen schwer im Raum, eine düstere Erinnerung an die Ernsthaftigkeit ihrer Lage.

"Wir brechen in drei Nächten auf", verkündete Alexei. "Bei Neumond. Die Dunkelheit wird uns schützen auf unserer Reise."

Mit diesen Worten wurde die Versammlung aufgelöst. Die Vampire zerstreuten sich, diskutierten in kleinen Gruppen, warfen Eleonore und Lestat neugierige oder besorgte Blicke zu.

Seraphina trat näher an Eleonore heran, ihre Stimme nun leiser, nur für sie und Lestat bestimmt. "Es gibt etwas, das ich dir noch nicht gesagt habe. Etwas, das der Rest des Rates nicht weiß."

Eleonore spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte. "Was?"

"Die Verbindung, die du während des Rituals zu Lestat gespürt hast... sie ist ungewöhnlich stark. Stärker als normal zwischen Schöpfer und Geschöpf." Seraphina sah zwischen ihnen hin und her. "Es deutet auf etwas hin, das wir in unseren ältesten Texten 'Seelenresonanz' nennen – eine seltene Kompatibilität zwischen zwei vampirischen Essenzen."

"Was bedeutet das?", fragte Lestat, seine Stimme ungewöhnlich ernst.

"Es bedeutet, dass ihr zusammen Fähigkeiten entwickeln könntet, die keiner von euch allein besitzen würde. Fähigkeiten, die entscheidend sein könnten im Kampf gegen das, was kommen wird." Sie hielt inne, ihr Blick intensiv. "Es bedeutet auch, dass ihr untrennbar verbunden seid. Was einem von euch widerfährt, wird den anderen beeinflussen – im Guten wie im Schlechten."

Eleonore und Lestat tauschten einen Blick aus, eine stille Kommunikation, die mehr sagte als Worte.

"Nutzt diese Verbindung", fuhr Seraphina fort. "Lernt, sie zu kontrollieren, zu verstärken. Es könnte euer größter Vorteil sein."

Mit diesen Worten ließ sie sie allein, verschwand in der sich auflösenden Menge.

Die drei Nächte vor ihrer Abreise vergingen wie im Flug. Eleonore und Lestat verbrachten jede wache Stunde damit, sich vorzubereiten – physisch und mental. Alexei trainierte sie in Kampftechniken, die speziell gegen menschliche Gegner wie die Talamasca entwickelt worden waren. Khalid teilte sein Wissen über die Organisation, ihre Struktur, ihre Stärken und Schwächen. Und Lilia lehrte sie subtilere Künste – wie man sich unter Menschen bewegte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wie man Gedanken beeinflusste, wie man Erinnerungen manipulierte.

Aber am wichtigsten waren die Stunden, die Eleonore und Lestat allein verbrachten, in denen sie versuchten, ihre neu entdeckte Verbindung zu verstehen und zu stärken. Sie meditierten gemeinsam, teilten Blut in einem uralten Ritual, das Seraphina ihnen gezeigt hatte, und lernten, die Präsenz des anderen zu spüren, selbst über Entfernungen hinweg.

Es war eine intensive, intime Erfahrung, die ihre Beziehung auf eine neue Ebene hob – nicht mehr nur Schöpfer und Geschöpf, sondern gleichberechtigte Partner, verbunden durch etwas, das tiefer ging als Blut oder Loyalität.

In der Nacht ihrer Abreise stand Eleonore am Rand der Siedlung und blickte ein letztes Mal auf das Tal hinab. Es war zu einem Zuhause geworden in den Monaten, die sie hier verbracht hatte – ein Ort der Sicherheit, des Lernens, des Wachstums. Nun zu gehen, sich der Gefahr zu stellen, erfüllte sie mit einer Mischung aus Furcht und Entschlossenheit.

"Zweifel?", fragte eine Stimme hinter ihr.

Sie drehte sich um und sah Lestat, gekleidet für die Reise in dunkle, praktische Kleidung, ein kleines Bündel über seiner Schulter.

"Nicht Zweifel", antwortete sie. "Eher... Bedauern. Dass wir nicht mehr Zeit hier hatten."

Er trat neben sie, folgte ihrem Blick über das Tal. "Wir können zurückkehren, wenn alles vorbei ist. Wenn wir überleben."

"Werden wir das?", fragte sie leise. "Zurückkehren?"

Lestat war still für einen Moment, sein Gesicht nachdenklich im Mondlicht. "Ich weiß es nicht", gab er schließlich zu. "Ich habe diesen Ort einst im Zorn verlassen, geschworen, nie zurückzukehren. Und doch bin ich hier. Mit dir." Er sah sie an, seine blauen Augen intensiv. "Vielleicht ist es das, was Unsterblichkeit wirklich bedeutet – nicht die endlose Zeit, sondern die Möglichkeit, sich zu verändern, zu wachsen, neue Wege zu finden."

Eleonore lächelte leicht. "Das klingt fast weise, Lestat. Nicht dein üblicher Stil."

Er lachte, ein echtes, warmes Lachen, das sie selten von ihm hörte. "Vielleicht hast du einen schlechten Einfluss auf mich, mon cher."

"Seid ihr bereit?", unterbrach Alexeis Stimme ihren Moment.

Sie drehten sich um und sahen den Rest ihrer kleinen Gruppe – Alexei, Khalid und Lilia, alle reisefertig, ihre Gesichter ernst und entschlossen.

"So bereit, wie wir sein können", antwortete Lestat.

Eleonore spürte, wie sich seine Hand um ihre schloss, warm und stark. Durch ihre Verbindung konnte sie seine Gefühle spüren – Sorge, Entschlossenheit, aber auch eine tiefe, unerwartete Zuneigung, die wie ein warmer Strom zwischen ihnen floss.

"Dann lasst uns gehen", sagte Alexei. "Die Nacht wartet nicht."

Als sie sich auf den Weg machten, den schmalen Pfad hinauf, der aus dem Tal führte, warf Eleonore einen letzten Blick zurück. Seraphina stand am Rand der Siedlung, eine einsame, würdevolle Gestalt im Mondlicht. Sie hob eine Hand zum Abschied, eine Geste, die gleichzeitig Segen und Warnung zu sein schien.

Die Zukunft lag vor ihnen, ungewiss und gefährlich. Die Talamasca wartete, unwissend über die Kraft, die sie zu entfesseln drohten. Magnus lauerte jenseits der Grenzen, hungrig nach einer Rückkehr in die Welt der Lebenden. Und irgendwo dazwischen standen sie – eine kleine Gruppe von Vampiren, die letzte Verteidigungslinie zwischen den Welten.

Eleonore drückte Lestats Hand fester, spürte, wie er den Druck erwiderte. Was auch immer kommen würde, sie würden es gemeinsam durchstehen – verbunden durch Blut, durch Schicksal und durch etwas, das vielleicht sogar mächtiger war als die Unsterblichkeit selbst.

Mit diesem Gedanken wandte sie sich endgültig ab vom Tal der Bewahrer und blickte nach vorn, in die Dunkelheit, die gleichzeitig ihre größte Furcht und ihre älteste Verbündete war. Die Reise hatte begonnen.

In London regnete es, ein feiner, kalter Nieselregen, der die Straßen in glänzende Spiegel verwandelte und den Nachthimmel in ein düsteres Grau tauchte. Perfektes Wetter für Vampire, dachte Eleonore, während sie von einem Dach aus das imposante Gebäude beobachtete, das das Londoner Hauptquartier der Talamasca beherbergte.

Es war ein altes Herrenhaus aus viktorianischer Zeit, versteckt hinter hohen Mauern und dichter Vegetation, scheinbar verlassen und verfallen für das ungeübte Auge. Aber Eleonore und ihre Gefährten wussten es besser. Hinter den schmutzigen Fenstern und bröckelnden Fassaden verbarg sich eine der gefährlichsten Organisationen für ihre Art – Gelehrte, Jäger, Sammler des Übernatürlichen.

"Spürst du etwas?", flüsterte Lestat neben ihr, sein Gesicht halb verborgen unter der Kapuze seines dunklen Mantels.

Eleonore schloss die Augen, konzentrierte sich auf die Empfindungen, die sie seit ihrer Erfahrung im Zwischenreich entwickelt hatte – ein siebter Sinn für die Grenzen zwischen den Welten, für Störungen im Gewebe der Realität.

"Ja", antwortete sie nach einem Moment. "Tief im Inneren des Gebäudes. Ein... Pulsieren. Als würde etwas gegen die Barriere drücken, von beiden Seiten."

Alexei und Khalid tauschten besorgte Blicke aus. Lilia, die wie immer in ihrer kindlichen Gestalt seltsam fehl am Platz und doch perfekt getarnt wirkte, trat näher.

"Sie haben also tatsächlich Fortschritte gemacht", murmelte Khalid. "Schneller als wir befürchtet hatten."

"Wir müssen handeln", drängte Alexei. "Heute Nacht."

Lestat nickte langsam, sein Blick nie das Gebäude verlassend. "Der Plan bleibt derselbe. Khalid und ich lenken die Wachen ab. Alexei sichert unseren Fluchtweg. Lilia und Eleonore dringen zum Kern vor, finden das Artefakt oder Ritual, das sie verwenden, und zerstören es."

Eleonore spürte, wie Nervosität in ihr aufstieg. Trotz all ihres Trainings, all ihrer Vorbereitung, fühlte sie sich nicht bereit für diese Aufgabe. Was, wenn sie versagte? Was, wenn sie das falsche Objekt identifizierte oder nicht in der Lage war, es zu zerstören?

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, legte Lestat eine Hand auf ihre Schulter. "Du schaffst das", sagte er leise. "Vertrau deinen Instinkten. Vertrau unserer Verbindung."

Sie nickte, dankbar für seine Zuversicht. In den Wochen ihrer Reise hatte sich ihre Verbindung weiter vertieft, war stärker geworden. Sie konnte seine Präsenz nun ständig spüren, ein warmes Glühen am Rand ihres Bewusstseins, das ihr Trost und Stärke gab.

"Es ist Zeit", verkündete Alexei, sein Blick auf den Himmel gerichtet, wo die Wolken sich verdichteten und die Nacht noch dunkler wurde.

Sie teilten sich auf, jeder mit seiner eigenen Aufgabe, seinem eigenen Weg ins Herz der Talamasca. Eleonore folgte Lilia über die Dächer, dann hinunter in die Schatten der Gärten, die das Hauptgebäude umgaben. Die kindliche Vampirin bewegte sich mit einer Anmut und Sicherheit, die ihre Jahrhunderte der Erfahrung verrieten.

In der Ferne hörten sie den Beginn von Lestats und Khalids Ablenkungsmanöver – Schreie, Rufe, das Geräusch von zerbrechendem Glas. Die Wachen strömten in diese Richtung, ließen den hinteren Teil des Gebäudes verwundbar.

"Jetzt", flüsterte Lilia und führte Eleonore zu einem halb verborgenen Kellereingang.

Sie drangen ein, bewegten sich durch dunkle Korridore, vorbei an Räumen voller seltsamer Artefakte und uralter Bücher. Eleonore spürte, wie die Störung stärker wurde, je tiefer sie ins Gebäude vordrang – ein Pulsieren, ein Ziehen, das sie zu seiner Quelle führte.

Schließlich erreichten sie eine schwere Eisentür, verschlossen mit mehreren Schlössern und versiegelt mit Symbolen, die in das Metall geätzt waren.

"Hier", sagte Eleonore mit absoluter Gewissheit. "Was auch immer sie tun, es ist hinter dieser Tür."

Lilia nickte grimmig. "Kannst du die Siegel lesen?"

Eleonore betrachtete die fremdartigen Symbole. Zu ihrer Überraschung konnte sie sie tatsächlich verstehen – nicht mit ihrem Verstand, sondern mit einem tieferen, instinktiveren Teil von sich, der seit dem Ritual erwacht war.

"Es sind Beschwörungsformeln", flüsterte sie. "Sie versuchen, etwas herbeizurufen – oder jemanden."

Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken, als sie die Implikation ihrer eigenen Worte verstand. "Magnus", hauchte sie. "Sie versuchen, Magnus zurückzubringen."

Lilias Augen weiteten sich. "Das ist Wahnsinn. Sie können nicht wissen, was sie freisetzen würden."

"Oder vielleicht wissen sie es genau", erwiderte Eleonore düster. "Vielleicht ist das ihr Ziel – einen der mächtigsten Vampire zurückzubringen, um ihn gegen uns einzusetzen."

Sie mussten diese Tür öffnen, mussten das Ritual stoppen, bevor es zu spät war. Aber wie? Die Schlösser waren massiv, die Siegel mächtig.

In diesem Moment spürte Eleonore einen plötzlichen Schmerz in ihrer Brust – scharf, brennend, als würde etwas in ihr zerreißen. Sie keuchte, fiel auf die Knie.

"Was ist los?", fragte Lilia alarmiert.

"Lestat", stöhnte Eleonore. "Er ist verletzt. Schwer verletzt."

Etwas war schiefgelaufen bei der Ablenkung. Eleonore konzentrierte sich auf ihre Verbindung zu Lestat, versuchte, mehr zu erfahren, mehr zu spüren. Bilder blitzten durch ihren Geist – silberne Waffen, geweihtes Wasser, ein Kreis aus seltsamen Symbolen, der Lestat und Khalid gefangen hielt.

"Es war eine Falle", keuchte sie. "Sie haben uns erwartet."

Lilia fluchte leise, ein seltsamer Kontrast zu ihrem kindlichen Aussehen. "Wir müssen uns beeilen. Wenn sie Lestat und Khalid gefangen haben, werden sie bald auch nach uns suchen."

Eleonore zwang sich, den Schmerz zu ignorieren, der durch ihre Verbindung zu Lestat strömte. Sie musste sich konzentrieren, musste einen Weg finden, diese Tür zu öffnen und das Ritual zu stoppen.

Sie betrachtete die Siegel erneut, suchte nach einer Schwachstelle, einem Muster, das sie durchbrechen könnte. Und dann sah sie es – ein Symbol in der Mitte der Tür, das anders war als die anderen, frischer, weniger in das Metall eingebrannt.

"Hier", sagte sie und deutete darauf. "Das ist der Schlüssel. Wenn wir dieses Symbol verändern, könnten wir die gesamte Beschwörung umkehren."

Lilia sah skeptisch aus. "Bist du sicher? Ein Fehler könnte katastrophale Folgen haben."

"Ich bin sicher", antwortete Eleonore mit einer Überzeugung, die sie selbst überraschte. Es war, als würde ein Teil von ihr, der älter und weiser war als ihr bewusstes Selbst, die Führung übernehmen.

Sie zog einen kleinen Dolch aus ihrem Gürtel – ein Geschenk von Seraphina vor ihrer Abreise, gefertigt aus einem seltsamen, silbrig schimmernden Metall, das angeblich aus einer anderen Dimension stammte.

Mit präzisen Bewegungen begann sie, das Symbol zu verändern, fügte hier eine Linie hinzu, entfernte dort einen Bogen. Der Dolch glitt durch das Metall wie durch Butter, hinterließ leuchtende Spuren, die für einen Moment in der Luft zu schweben schienen, bevor sie sich in die Tür einbrannten.

Als sie den letzten Strich vollendete, erzitterte die gesamte Tür. Die Siegel begannen zu leuchten, erst schwach, dann immer intensiver, bis sie so hell strahlten, dass Eleonore und Lilia ihre Augen abwenden mussten.

Ein tiefes Grollen erschütterte den Boden unter ihnen, gefolgt von einem Geräusch, als würde Metall unter enormem Druck verbiegen. Die Schlösser sprangen auf, einer nach dem anderen, und die schwere Eisentür schwang langsam nach innen.

Der Raum dahinter war größer, als Eleonore erwartet hatte – eine Art unterirdische Halle mit hoher Decke und Wänden aus nacktem Stein. In der Mitte befand sich ein komplizierter Kreis aus Symbolen, die in den Boden geritzt und mit einer dunklen Substanz nachgezogen worden waren, die verdächtig nach Blut aussah.

Innerhalb des Kreises stand ein Altar aus schwarzem Stein, und darauf lag ein Objekt, das Eleonores Aufmerksamkeit sofort auf sich zog – ein Spiegel in einem kunstvoll verzierten Rahmen, dessen Oberfläche nicht das Licht der Fackeln reflektierte, sondern eine wirbelnde Dunkelheit zu enthalten schien.

"Der Spiegel von Narcissus", flüsterte Lilia ehrfürchtig. "Ein Artefakt, das seit Jahrhunderten als verloren galt."

"Was tut er?", fragte Eleonore, während sie vorsichtig näher traten, darauf bedacht, den Kreis nicht zu berühren.

"Er ist ein Tor", erklärte Lilia. "Ein Durchgang zwischen den Welten. Die Legende besagt, dass Narcissus nicht in sein eigenes Spiegelbild verliebt war, sondern in ein Wesen aus einer anderen Dimension, das durch diesen Spiegel zu ihm sprach."

Eleonore betrachtete den Spiegel genauer und spürte, wie etwas in ihr auf seine Präsenz reagierte – das gleiche Gefühl, das sie im Zwischenreich gehabt hatte, als sie den Riss in der Barriere gesehen hatte.

"Sie benutzen ihn, um Magnus zurückzubringen", sagte sie leise. "Sie haben einen Weg gefunden, in das Reich der Vergessenen zu blicken, mit ihm zu kommunizieren."

Als hätte der Spiegel ihre Worte gehört, begann die wirbelnde Dunkelheit in seiner Oberfläche sich zu verändern, zu formen. Ein Gesicht erschien – verschwommen zunächst, dann immer deutlicher. Magnus, sein Ausdruck eine Mischung aus Wahnsinn und Triumph.

"Eleonore", flüsterte eine Stimme, die gleichzeitig im Raum und direkt in ihrem Kopf zu sein schien. "Ich habe auf dich gewartet."

Ein Schauer lief ihr über den Rücken. "Wie kennst du meinen Namen?"

Ein grausames Lächeln verzerrte Magnus' Gesicht. "Ich kenne viele Dinge, kleines Geschöpf meines Geschöpfs. Ich sehe dich seit deiner Verwandlung, beobachte dich durch die dünnen Schleier zwischen den Welten."

Lilia trat schützend vor Eleonore. "Sprich nicht mit ihm. Jedes Wort gibt ihm mehr Macht, mehr Einfluss in unserer Welt."

Magnus' Lachen war ein kaltes, ätzendes Geräusch. "Zu spät, Kind der Nacht. Die Talamasca hat gute Arbeit geleistet. Der Weg ist bereitet. Ich brauche nur noch... einen letzten Schritt."

Seine Augen fixierten Eleonore mit hypnotischer Intensität. "Dein Blut, Eleonore. Das Blut eines Vampirs mit Affinität für die Grenzen. Das ist der letzte Schlüssel."

Eleonore trat unwillkürlich einen Schritt zurück. "Niemals."

"Du hast keine Wahl", zischte Magnus. "Dein geliebter Schöpfer ist in meiner Gewalt – oder vielmehr in der Gewalt meiner neuen Verbündeten."

Die Oberfläche des Spiegels veränderte sich, zeigte nun eine andere Szene – einen Raum irgendwo anders im Gebäude, wo Lestat und Khalid gefesselt waren, umgeben von Menschen in dunklen Roben, die silberne Waffen trugen.

"Lestat", flüsterte Eleonore entsetzt.

Durch ihre Verbindung konnte sie seinen Schmerz noch deutlicher spüren, seine Schwäche, aber auch seinen unbeugsamen Willen. Er kämpfte gegen seine Fesseln, gegen die Wirkung des geweihten Wassers, mit dem er offensichtlich besprengt worden war.

"Ein Tropfen deines Blutes auf den Spiegel", sagte Magnus, "und ich lasse ihn frei. Verweigere es, und du kannst zusehen, wie die Talamasca ihn langsam zerstört."

Eleonore fühlte, wie Panik in ihr aufstieg. Sie konnte nicht zulassen, dass Lestat litt, dass er möglicherweise getötet wurde. Aber sie konnte auch nicht Magnus helfen, in ihre Welt zurückzukehren – die Konsequenzen wären katastrophal.

In diesem Moment der Verzweiflung spürte sie etwas durch ihre Verbindung zu Lestat – nicht Schmerz diesmal, sondern eine Botschaft, ein Gefühl, eine Erinnerung. Das Ritual der Grenzen, ihre Fähigkeit, den Riss zu schließen, ihre gemeinsame Kraft.

"Vertrau mir nicht", formte Lestat lautlos mit seinen Lippen im Spiegel, seine Augen direkt auf sie gerichtet, als könnte er sie sehen.

Und plötzlich verstand sie. Dies war nicht nur ein Tor für Magnus – es war ein Schwachpunkt in der Barriere zwischen den Welten, ähnlich dem Riss, den sie im Zwischenreich geschlossen hatte. Und wenn sie es richtig anstellte, könnte sie diesen Schwachpunkt nicht nur schließen, sondern versiegeln – für immer.

"In Ordnung, Magnus", sagte sie langsam, während sie vorsichtig näher an den Spiegel herantrat. "Ein Tropfen meines Blutes. Aber erst, wenn ich sehe, dass Lestat freigelassen wird."

Magnus' Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse der Ungeduld. "Du bist in keiner Position,

Bedingungen zu stellen, Kind."

"Doch, das bin ich", erwiderte sie mit neugefundener Stärke. "Du brauchst mein Blut, freiwillig gegeben. Sonst funktioniert das Ritual nicht, oder?"

Ein Flackern von Wut und Frustration huschte über Magnus' Gesicht, verriet ihr, dass sie Recht hatte. "Sehr gut", knurrte er schließlich. "Sieh zu."

Der Spiegel zeigte wieder die Szene mit Lestat und Khalid. Auf einen Wink von jemandem, den sie nicht sehen konnte, lösten die Robenträger Lestats Fesseln. Er schwankte, offensichtlich geschwächt, aber stand aufrecht, sein Blick voller Entschlossenheit.

"Jetzt", drängte Magnus. "Dein Blut."

Eleonore zog ihren Dolch, den gleichen, mit dem sie das Symbol auf der Tür verändert hatte. Sie warf Lilia einen bedeutungsvollen Blick zu, hoffte, dass die ältere Vampirin verstand, was sie vorhatte.

Lilia nickte kaum merklich, ihre Augen wachsam.

Mit einer schnellen Bewegung schnitt Eleonore sich in die Handfläche, ließ das Blut sich sammeln. Aber anstatt es auf die Oberfläche des Spiegels tropfen zu lassen, tauchte sie die Klinge des Dolches hinein und begann, mit ihrem eigenen Blut Symbole auf den Rahmen des Spiegels zu zeichnen – die gleichen Symbole, die sie im Zwischenreich gesehen hatte, als sie den Riss schloss.

"Was tust du?", zischte Magnus, sein Gesicht nun verzerrt vor Wut. "Hör auf!"

"Ich gebe dir mein Blut", antwortete Eleonore ruhig, während sie weiter zeichnete. "Nur nicht so, wie du es erwartet hast."

Die Symbole begannen zu leuchten, sobald sie vollendet waren, pulsierend im gleichen Rhythmus wie ihr Herzschlag. Sie spürte, wie die Kraft durch sie floss, verstärkt durch ihre Verbindung zu Lestat, der, wie sie durch ihre Verbindung spüren konnte, ebenfalls seine Kräfte sammelte, sich auf sie konzentrierte, ihr seine Stärke lieh.

"NEIN!", brüllte Magnus, sein Gesicht nun eine Maske aus purem Hass. Die Oberfläche des Spiegels begann zu wallen, als würde sie kochen, dunkle Tentakel aus Schatten streckten sich heraus, versuchten, nach ihr zu greifen.

Lilia reagierte blitzschnell, zog ein kleines Fläschchen aus ihrer Tasche und goss den Inhalt – eine silbrig schimmernde Flüssigkeit – in einem perfekten Kreis um den Altar und den Spiegel.

"Jetzt, Eleonore!", rief sie. "Schließe das Tor!"

Eleonore legte beide Hände auf den Rahmen des Spiegels, ignorierte die Schatten, die nach ihr griffen, die Kälte, die durch ihre Haut in ihr Blut zu sickern schien. Sie konzentrierte sich vollständig auf die Verbindung zu Lestat, auf die Kraft, die zwischen ihnen floss, auf das Wissen, das sie im Zwischenreich erlangt hatte.

"Ich verbanne dich, Magnus", sagte sie mit einer Stimme, die nicht ganz ihre eigene zu sein schien – tiefer, älter, mächtiger. "Zurück in das Reich der Vergessenen, für alle Ewigkeit gebunden."

Die Symbole auf dem Rahmen leuchteten nun so hell, dass sie den gesamten Raum in blendendes Licht tauchten. Der Spiegel selbst begann zu vibrieren, die Dunkelheit in seinem Inneren zu wirbeln wie ein Sturm.

Magnus' Gesicht verzerrte sich zu einem stummen Schrei, während er zurückgezogen wurde, tiefer in die Dunkelheit, weg von der Grenze zwischen den Welten. Die Schatten, die nach Eleonore gegriffen hatten, lösten sich auf, zerfetzten wie Nebel in der Morgensonne.

Mit einem letzten, gewaltigen Kraftakt drückte Eleonore ihre gesamte Willenskraft in die Symbole, in den Spiegel, in die Barriere zwischen den Welten. Sie spürte, wie Lestats Kraft sich mit ihrer verband, wie ihre gemeinsame Energie den Spiegel umhüllte, ihn versiegelte.

Ein ohrenbetäubendes Krachen erfüllte den Raum, als der Spiegel riss – nicht nur die Oberfläche, sondern der gesamte Rahmen, das gesamte Artefakt. Risse liefen durch das alte Glas, durch das verzierte Metall, durch die Symbole, die sie gezeichnet hatte.

Und dann zersprang er in tausend Stücke, die wie Diamanten durch die Luft flogen, bevor sie zu Boden fielen und dort zu feinem Staub zerfielen, der im Nichts verschwand.

Die plötzliche Stille im Raum war ohrenbetäubend. Eleonore schwankte, erschöpft von der enormen Anstrengung. Lilia fing sie auf, bevor sie fallen konnte.

"Du hast es geschafft", flüsterte die kindliche Vampirin bewundernd. "Du hast nicht nur das Tor geschlossen – du hast es zerstört. Der Spiegel von Narcissus existiert nicht mehr."

Eleonore konnte kaum antworten, so erschöpft war sie. Aber durch ihre Verbindung zu Lestat spürte sie eine plötzliche Welle von Triumph und Erleichterung – und dann Dringlichkeit.

"Wir müssen gehen", keuchte sie. "Lestat und Khalid... sie kämpfen. Alexei ist bei ihnen, aber sie sind in der Unterzahl."

Lilia nickte grimmig. "Kannst du laufen?"

"Ich muss", antwortete Eleonore und zwang sich, aufrecht zu stehen, trotz der Erschöpfung, die an ihr zerrte.

Sie verließen den Raum, rannten durch die Korridore, folgten Eleonores instinktivem Gespür für Lestats Position. Unterwegs trafen sie auf Widerstand – Mitglieder der Talamasca, bewaffnet mit silbernen Dolchen und Kruzifixen. Aber Lilia erwies sich als tödliche Kämpferin trotz ihrer kindlichen Erscheinung, und Eleonore fand Kraft in ihrer Verzweiflung, in ihrer Sorge um Lestat.

Schließlich erreichten sie einen großen Raum, der wie ein Auditorium aussah, mit Reihen von Bänken, die zu einer zentralen Fläche hinabführten. Dort unten tobte ein Kampf – Lestat und Khalid, Rücken an Rücken, umgeben von einem Dutzend Robenträgern. Alexei kämpfte sich von der anderen Seite zu ihnen durch, sein silbernes Haar rot gefärbt von dem Blut seiner Gegner.

Eleonore zögerte nicht. Sie stürzte sich in den Kampf, nutzte die Überraschung ihres plötzlichen Erscheinens, um zwei der Angreifer auszuschalten, bevor sie überhaupt reagieren konnten.

"Eleonore!", rief Lestat, sein Gesicht erhellte sich trotz der Erschöpfung und der Wunden, die seinen Körper bedeckten. "Du hast es geschafft!"

"Der Spiegel ist zerstört", bestätigte sie, während sie einem Angriff auswich und ihren Gegner mit einem präzisen Schlag zu Boden schickte. "Magnus ist verbannt, für immer diesmal."

Ein kollektives Aufstöhnen ging durch die Reihen der Talamasca, als ob diese Nachricht sie mehr erschütterte als der Kampf selbst. Einige ließen ihre Waffen sinken, traten zurück, ihr Wille zu kämpfen offensichtlich gebrochen.

"Es ist vorbei", rief Khalid ihnen zu. "Euer Experiment ist gescheitert. Lasst uns gehen, und wir werden euch verschonen."

Ein älterer Mann in einer aufwendigeren Robe als die anderen trat vor, sein Gesicht eine Maske aus Wut und Enttäuschung. "Es ist nie vorbei", zischte er. "Die Talamasca existiert seit Jahrtausenden. Wir werden andere Wege finden, andere Tore, andere Verbündete."

"Nicht in diesem Leben", erwiderte Alexei kalt und trat neben Khalid. "Und wenn ihr klug seid, werdet ihr es nicht einmal versuchen."

Der alte Mann lachte bitter. "Droht ihr mir? Ihr seid nur fünf. Wir sind Hunderte, Tausende, verteilt über die ganze Welt."

"Und wir sind die Bewahrer", sagte Lilia, ihre kindliche Stimme seltsam mächtig in dem großen Raum. "Wir existieren seit Anbeginn der Zeit. Wir haben Imperien fallen und aufsteigen sehen. Wir haben Kriege überlebt, die ihr nicht einmal in euren Geschichtsbüchern findet."

Sie trat vor, und trotz ihrer kleinen Gestalt schien sie plötzlich zu wachsen, eine Aura von uralter Macht ausstrahlend, die selbst den alten Mann zurückweichen ließ.

"Dies ist unsere letzte Warnung", fuhr sie fort. "Lasst die Grenzen zwischen den Welten in Ruhe. Spielt nicht mit Kräften, die ihr nicht versteht. Oder beim nächsten Mal werden wir nicht so gnädig sein."

Eine Stille fiel über den Raum, schwer mit unausgesprochenen Drohungen und der Erkenntnis, dass eine Linie überschritten worden war, die nicht hätte überschritten werden sollen.

Schließlich senkte der alte Mann den Kopf, ein Zeichen der vorläufigen Kapitulation. "Geht", sagte er leise. "Aber wisst, dass dies nicht das Ende ist. Die Suche nach Wissen endet nie."

"Sucht Wissen, so viel ihr wollt", erwiderte Eleonore, überrascht von der Stärke ihrer eigenen Stimme. "Aber respektiert die Grenzen. Manche Dinge sollten im Verborgenen bleiben."

Mit diesen Worten zogen sie sich zurück, langsam, wachsam, bereit für einen letzten Angriff, der jedoch nie kam. Die Talamasca ließ sie gehen, beobachtete schweigend ihren Rückzug.

Draußen wartete bereits der Morgen auf sie – der Himmel im Osten verfärbte sich rosa und gold, ein Versprechen von Sonnenlicht, das für ihre Art tödlich sein konnte.

"Wir müssen Schutz suchen", drängte Khalid. "Schnell."

Sie flohen durch die erwachende Stadt, fanden Zuflucht in einem verlassenen Keller, den Alexei offenbar vorbereitet hatte – mit verbarrikadierten Fenstern und schweren Vorhängen, die jeden Sonnenstrahl abhielten.

Erst als sie sicher waren, als die Tür verriegelt und die letzten Spalten abgedichtet waren, erlaubte sich Eleonore, die Anspannung loszulassen, die sie aufrecht gehalten hatte. Sie sank auf eine provisorische Liege, ihr Körper zitternd vor Erschöpfung.

Lestat war sofort an ihrer Seite, seine eigenen Wunden vergessen, seine Sorge ganz auf sie gerichtet. "Du warst unglaublich", flüsterte er, während er eine Decke um ihre Schultern legte. "Was du getan hast... ich habe es gespürt, durch unsere Verbindung. Du hast nicht nur den Spiegel zerstört – du hast die gesamte Struktur des Rituals umgekehrt."

Sie lächelte schwach. "Ich hatte Hilfe. Deine Hilfe."

Er nahm ihre Hand, drückte sie sanft. "Unsere Verbindung... sie ist stärker, als ich je gedacht hätte. Als würden wir zusammen etwas Größeres werden als die Summe unserer Teile."

"Seelenresonanz", murmelte sie, an Seraphinas Worte erinnernd. "So hat sie es genannt."

Lestat nickte nachdenklich. "Ein seltenes Phänomen. Ich habe davon gehört, aber nie geglaubt, dass es real sein könnte." Er sah ihr tief in die Augen. "Bis jetzt."

Eine Stille fiel zwischen sie, erfüllt von unausgesprochenen Gefühlen und Erkenntnissen. Was sie teilten, ging tiefer als Blut, tiefer als die übliche Bindung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Es war etwas, das keiner von ihnen vollständig verstand, aber das sie beide spüren konnten – eine Verbindung, die sie für immer verändern würde.

"Was jetzt?", fragte sie schließlich. "Kehren wir zum Tal zurück?"

Lestat zögerte, sein Gesicht nachdenklich. "Wir könnten", sagte er langsam. "Die Bewahrer würden uns willkommen heißen, besonders nach dem, was du getan hast. Du wärest eine Heldin für sie."

"Aber?", fragte sie, den unausgesprochenen Vorbehalt in seiner Stimme hörend.

Er lächelte leicht. "Aber die Welt ist groß, Eleonore. Größer als das Tal, größer als London, größer als alles, was du bisher gesehen hast. Und wir haben die Ewigkeit vor uns."

Sie verstand, was er nicht sagte – dass trotz allem, was im Tal geschehen war, trotz der Weisheit und des Friedens, die sie dort gefunden hatten, ein Teil von Lestat immer der Wanderer sein würde, der Suchende, der Abenteurer.

Und zu ihrer eigenen Überraschung spürte sie ein Echo dieses Gefühls in sich selbst – ein Hunger nach Erfahrung, nach Wissen, nach Leben, der durch ihre Begegnung mit den Grenzen zwischen den Welten nur verstärkt worden war.

"Wohin würden wir gehen?", fragte sie, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern.

Lestats Augen leuchteten auf, als er die implizite Zustimmung in ihrer Frage hörte. "Überall", antwortete er. "Nirgendwo. Wo immer der Wind uns hinträgt." Er drückte ihre Hand fester. "Zusammen."

Alexei, der ihr Gespräch offensichtlich mitgehört hatte, trat näher. "Ihr müsst nicht sofort entscheiden", sagte er. "Kommt zurück zum Tal, berichtet dem Rat. Ruht euch aus, heilt. Und dann... dann könnt ihr wählen."

Eleonore nickte langsam. Das schien fair – eine Rückkehr zum Tal, ein Abschluss, bevor sie möglicherweise einen neuen Weg einschlugen.

"Der Rat wird wissen wollen, was genau mit dem Spiegel geschehen ist", fügte Khalid hinzu. "Und mit Magnus. Die Implikationen sind... bedeutsam."

"Magnus ist verbannt", sagte Eleonore mit Überzeugung. "Nicht nur zurückgedrängt, sondern wahrhaft verbannt. Ich habe es gespürt, als der Spiegel zerbrach – wie eine Tür, die nicht nur geschlossen, sondern aus der Wand gerissen und vernichtet wurde."

Lilia nickte anerkennend. "Eine bemerkenswerte Leistung. In all meinen Jahrhunderten habe ich nie erlebt, dass ein so mächtiges Artefakt vollständig zerstört wurde."

Die Müdigkeit überwältigte Eleonore nun vollständig, ihre Augenlider wurden schwer. Der Tag brach draußen an, und mit ihm kam der natürliche Schlaf ihrer Art.

"Ruht jetzt", sagte Alexei. "Wir werden bei Einbruch der Nacht aufbrechen, zurück zum Tal."

Während die anderen sich für den Tagesschlaf zurückzogen, blieb Lestat an Eleonores Seite, hielt ihre Hand, als würde er fürchten, sie könnte verschwinden, wenn er losließ.

"Schlaf", flüsterte er. "Ich wache über dich."

Sie lächelte müde. "Wir wachen übereinander", korrigierte sie sanft und spürte, wie ihre Verbindung zwischen ihnen pulsierte, warm und lebendig, ein Band, das stärker war als Blut oder Zeit.

Mit diesem Gedanken ließ sie sich in den Schlaf gleiten, sicher in dem Wissen, dass was auch immer die Zukunft bringen mochte – ob im Tal der Bewahrer oder auf den endlosen Straßen der Welt – sie es gemeinsam durchstehen würden, verbunden durch etwas, das selbst die Ewigkeit überdauern könnte.

Die Entscheidung, die vor ihnen lag, war nicht leicht. Das Tal bot Sicherheit, Gemeinschaft, Zweck. Die Welt bot Freiheit, Abenteuer, Entdeckung. Beide Wege hatten ihren Reiz, ihre Versprechen, ihre Gefahren.

Aber das war eine Entscheidung für eine andere Nacht. Für jetzt, in diesem Moment zwischen den Welten, zwischen Tag und Nacht, zwischen Vergangenheit und Zukunft, war es genug zu wissen, dass sie nicht allein war – dass sie nie wieder allein sein würde, solange diese Verbindung zwischen ihnen bestand.

Und mit diesem Gedanken glitt sie tiefer in den Schlaf, träumte von schimmernden Grenzen und endlosen Möglichkeiten, von Tälern und Städten, von Blut und Liebe und der unendlichen Nacht, die vor ihnen lag – ein leeres Blatt, bereit, ihre Geschichte aufzunehmen, welchen Weg sie auch wählen würden.

Kapitel 8: Jenseits der Ewigkeit

Der Vollmond hing tief über dem Tal der Bewahrer, tauchte die uralten Bäume und die verstreuten Hütten in silbriges Licht. Eleonore stand am Rand der Klippe, die das Tal überblickte, und ließ ihren Blick über die friedliche Szene schweifen. Drei Monate waren vergangen seit ihrer Rückkehr aus London, drei Monate der Heilung, des Lernens und der Entscheidungsfindung.

Der Rat hatte sie wie Helden empfangen. Die Geschichte ihrer Konfrontation mit der Talamasca und der Zerstörung des Spiegels von Narcissus war bereits zur Legende geworden, die unter den Bewohnern des Tals erzählt und weitergetragen wurde. Besonders Eleonores Rolle – ihre Fähigkeit, die Grenzen zu manipulieren und Magnus endgültig zu verbannen – hatte ihr einen besonderen Status eingebracht.

Seraphina hatte ihr sogar einen Platz im Rat angeboten – eine beispiellose Ehre für jemanden so jung in vampirischen Jahren.

"Du denkst darüber nach, zu gehen", sagte eine ruhige Stimme hinter ihr.

Eleonore drehte sich nicht um. Sie hatte Seraphinas Anwesenheit bereits gespürt, lange bevor die ältere Vampirin gesprochen hatte. "Ist es so offensichtlich?"

Seraphina trat neben sie, ihr weißes Gewand im Mondlicht schimmernd. "Für jemanden, der gelernt hat, die Zeichen zu lesen – ja."

Eine Stille fiel zwischen sie, erfüllt vom Rauschen des Windes durch die Bäume und dem fernen Murmeln des Baches, der durch das Tal floss.

"Lestat wird nie lange an einem Ort bleiben können", sagte Seraphina schließlich. "Es liegt nicht in seiner Natur. Er ist ein Wanderer, ein Suchender."

"Ich weiß", antwortete Eleonore leise.

"Und du?" Seraphina wandte ihr den Kopf zu, ihre alten Augen forschend. "Was liegt in deiner Natur, Eleonore Deveraux?"

Eine schwierige Frage. Vor ihrer Verwandlung hätte Eleonore vielleicht gesagt, dass Stabilität, Sicherheit, Beständigkeit in ihrer Natur lagen. Aber die Unsterblichkeit hatte sie verändert, hatte Aspekte ihrer Persönlichkeit freigelegt, die sie nie zuvor erkannt hatte – einen Hunger nach Erfahrung, nach Wissen, nach Leben in all seinen Formen.

Und dann war da die Verbindung zu Lestat – die Seelenresonanz, die sie teilten, die mit jedem Tag stärker zu werden schien. Sie konnte seine Präsenz jetzt ständig spüren, ein warmes Glühen am Rand ihres Bewusstseins, das ihr Trost und Stärke gab. Konnte sie sich von ihm trennen, selbst für die Sicherheit und Weisheit des Tals?

"Ich bin nicht sicher, was in meiner Natur liegt", gab sie schließlich zu. "Ich weiß nur, dass ich mehr sehen will, mehr erfahren, mehr verstehen."

Seraphina nickte, als hätte sie diese Antwort erwartet. "Die Welt ist groß, Eleonore. Und die Ewigkeit ist lang. Es gibt viele Wege zur Weisheit, nicht nur den unseren."

"Du versuchst nicht, mich zum Bleiben zu überreden?", fragte Eleonore überrascht.

Ein seltenes Lächeln huschte über Seraphinas Gesicht. "Würde es einen Unterschied machen?"

Eleonore dachte darüber nach und schüttelte dann langsam den Kopf. "Wahrscheinlich nicht."

"Eben." Seraphina wandte ihren Blick wieder dem Tal zu. "Außerdem glaube ich, dass du zurückkehren wirst, eines Tages. Wenn du gefunden hast, was du suchst – oder wenn du erkennst,

dass das, was du suchst, die ganze Zeit hier war."

"Du klingst sehr sicher."

"Ich habe gelernt, den Fluss der Zeit zu lesen, die Muster des Schicksals." Seraphina hob eine Hand, deutete auf den Nachthimmel. "Siehst du die Sterne dort? Sie scheinen fest an ihren Plätzen, unveränderlich. Und doch bewegen sie sich, tanzen in komplexen Mustern über Äonen hinweg. Manche verschwinden, andere erscheinen neu. Aber die Konstellationen, die großen Muster – sie bleiben bestehen."

Sie senkte die Hand, sah Eleonore direkt an. "So ist es auch mit uns, mit unserer Art. Wir wandern, wir verändern uns, wir verschwinden manchmal für Jahrhunderte. Aber die Muster bleiben, die Verbindungen, die uns zusammenhalten."

Eleonore dachte über diese Worte nach, fand Trost in ihrer Weisheit. Vielleicht war es möglich, zu gehen und dennoch zurückzukehren, Teil des Tals zu bleiben, selbst wenn sie physisch abwesend war.

"Ich habe etwas für dich", sagte Seraphina und zog einen kleinen Gegenstand aus den Falten ihres Gewandes. "Ein Abschiedsgeschenk, wenn du so willst."

Sie reichte Eleonore ein Medaillon – ein ovales Stück aus einem seltsamen, schimmernden Metall, das im Mondlicht zu pulsieren schien. Auf seiner Oberfläche war ein Symbol eingraviert, das Eleonore aus dem Ritual der Grenzen wiedererkannte – ein Zeichen für Übergang, für Verbindung zwischen den Welten.

"Es ist aus dem gleichen Material wie der Dolch, mit dem du die Siegel auf der Tür verändert hast", erklärte Seraphina. "Metall aus dem Zwischenreich, geformt durch Rituale, die älter sind als unsere Zivilisation. Es wird dir helfen, deine Fähigkeiten zu fokussieren, zu kontrollieren."

Eleonore nahm das Medaillon ehrfürchtig entgegen, spürte sofort eine Resonanz mit dem Material, als würde es auf ihre Berührung reagieren.

"Es hat noch eine weitere Eigenschaft", fuhr Seraphina fort. "Wenn du in Not bist, wenn du Hilfe brauchst oder einfach nur... zurückkehren möchtest, halte es fest und denke an das Tal. Es wird dir den Weg weisen."

"Danke", flüsterte Eleonore, tief bewegt von diesem Geschenk und seiner Bedeutung. "Ich werde es in Ehren halten."

Seraphina neigte leicht den Kopf. "Das weiß ich." Sie trat einen Schritt zurück. "Nun, ich denke, da ist jemand, der auf dich wartet."

Eleonore spürte ihn, bevor sie ihn sah – Lestat, der aus den Schatten der Bäume trat, gekleidet für die Reise in dunkle, praktische Kleidung, ein kleines Bündel über seiner Schulter.

Seraphina und Lestat tauschten einen langen Blick aus – keine Worte wurden gesprochen, aber Eleonore spürte, dass eine Art Verständigung zwischen ihnen stattfand, eine Akzeptanz, vielleicht sogar ein Frieden nach Jahrhunderten des Misstrauens.

"Passt aufeinander auf", sagte Seraphina schließlich. "Die Welt da draußen ist nicht so sicher wie unser Tal."

"Das werden wir", versprach Eleonore.

Mit einem letzten, wissenden Lächeln wandte sich Seraphina ab und verschwand zwischen den Bäumen, ließ sie allein unter dem Sternenhimmel.

Lestat trat näher, seine blauen Augen im Mondlicht leuchtend. "Bist du bereit?"

Eine einfache Frage, und doch so komplex. War sie bereit, das Tal zu verlassen, die Sicherheit und Weisheit, die es bot? War sie bereit für die unbekannten Gefahren und Wunder der Welt da draußen? War sie bereit für die Ewigkeit an Lestats Seite, verbunden durch Blut und Seele?

Sie schloss ihre Finger um das Medaillon, spürte sein sanftes Pulsieren, wie ein zweiter Herzschlag. "Ja", antwortete sie. "Ich bin bereit."

Er lächelte – nicht sein übliches, spöttisches Lächeln, sondern etwas Weicheres, Verletzlicheres. "Wohin möchtest du gehen? Die Welt steht uns offen."

Eleonore dachte nach. Es gab so viele Orte, die sie sehen wollte, so viele Erfahrungen, die sie machen wollte. Die alten Städte Europas, die endlosen Weiten Asiens, die pulsierenden Metropolen Amerikas, die unberührten Wildnisse Afrikas.

"Überall", antwortete sie schließlich. "Nirgendwo. Wo immer der Wind uns hinträgt."

Lestat lachte leise, erkannte seine eigenen Worte wieder. "Dann lass uns beginnen."

Er streckte seine Hand aus, und sie nahm sie, spürte die Kraft und Wärme seiner Berührung, die Tiefe ihrer Verbindung. Gemeinsam wandten sie sich vom Tal ab und blickten in die Dunkelheit jenseits der Klippe – eine Dunkelheit, die nicht bedrohlich wirkte, sondern voller Möglichkeiten, voller Leben, voller Zukunft.

Fünf Jahre später...

Die Straßen von Venedig glänzten im Regen, spiegelten die Lichter der alten Laternen und der vereinzelt Fenster, in denen noch Licht brannte. Es war spät, fast Mitternacht, und die meisten Touristen und Einheimischen hatten sich längst in ihre Unterkünfte zurückgezogen, ließen die Stadt in einer seltenen, friedlichen Stille zurück.

Eleonore stand auf einer kleinen Brücke über einem der unzähligen Kanäle, ihr Gesicht dem leichten Nieselregen zugewandt, der ihre Haut mit einer feinen Feuchtigkeit benetzte. Sie trug ein langes, dunkles Kleid, das im Wind sanft um ihre Beine wehte, und um ihren Hals hing das Medaillon, das Seraphina ihr gegeben hatte, warm und pulsierend gegen ihre Haut.

Die letzten fünf Jahre waren eine Odyssee gewesen – eine Reise durch Kontinente und Kulturen, durch die Höhen und Tiefen der menschlichen Zivilisation und die verborgenen Ecken der übernatürlichen Welt. Sie und Lestat hatten die alten Vampirgemeinschaften von Paris besucht, hatten mit den einsamen Wanderern der sibirischen Tundra Blut geteilt, hatten in den Katakomben von Rom alte Geheimnisse entdeckt und in den Tempeln Japans neue Formen der Meditation erlernt.

Und überall, wohin sie gingen, hatte Eleonore ihre Fähigkeiten verfeinert, hatte gelernt, die Grenzen zwischen den Welten zu spüren, zu verstehen, manchmal sogar zu manipulieren. Das Medaillon war ihr Fokus geworden, ihr Anker in Momenten, wo die Empfindungen zu überwältigend wurden.

"Ein Penny für deine Gedanken", sagte eine vertraute Stimme hinter ihr.

Sie lächelte, ohne sich umzudrehen. "Meine Gedanken sind teurer geworden, Lestat. Inflation, weißt du."

Er lachte, trat neben sie an das Geländer der Brücke. "Dann ein Tropfen Blut für deine Gedanken. Das ist eine Währung, die nie an Wert verliert."

Sie drehte sich zu ihm, betrachtete sein Gesicht im gedämpften Licht der Laternen. Er hatte sich kaum verändert in den fünf Jahren ihrer Reise – äußerlich zumindest. Innerlich jedoch hatte sie eine Entwicklung in ihm beobachtet, eine langsame, subtile Veränderung hin zu mehr Nachdenklichkeit,

mehr Tiefe.

Ihre Verbindung, ihre Seelenresonanz, hatte sich ebenfalls vertieft. Es gab Momente, in denen sie kaum wusste, wo ihre Gedanken endeten und seine begannen, Momente einer Einheit, die über das Physische hinausging.

"Ich denke darüber nach, wohin wir als nächstes gehen sollten", antwortete sie schließlich auf seine Frage. "Wir haben fast ganz Europa gesehen, große Teile Asiens..."

"Und doch gibt es immer noch so viel mehr zu entdecken", ergänzte er. "Die Welt ist größer, als wir denken, selbst mit der Ewigkeit vor uns."

Sie nickte, ließ ihren Blick über die schlafende Stadt schweifen. Venedig war ein besonderer Ort für ihre Art – eine Stadt zwischen den Welten, halb im Wasser, halb an Land, voller Geschichte und Geheimnisse. Es gab Gerüchte über eine alte Vampirgemeinschaft, die in den verlassenen Inseln der Lagune lebte, abgeschieden von der menschlichen Welt.

"Hast du jemals daran gedacht, zurückzukehren?", fragte Lestat plötzlich, seine Stimme ungewöhnlich ernst. "Zum Tal?"

Die Frage überraschte sie, obwohl sie in den letzten Monaten selbst ähnliche Gedanken gehabt hatte. Das Tal der Bewahrer war nie weit von ihrem Bewusstsein entfernt gewesen, eine ständige Präsenz am Rand ihrer Gedanken, wie ein ferner Leuchtturm in der Dunkelheit.

"Manchmal", gab sie zu. "Besonders wenn wir auf Dinge stoßen, die ich nicht vollständig verstehe, Phänomene, die selbst mit meinen wachsenden Fähigkeiten rätselhaft bleiben."

Lestat nickte nachdenklich. "Ich habe auch daran gedacht. Seltsam, nicht wahr? Ich, der ich geschworen hatte, nie zurückzukehren."

"Was hat deine Meinung geändert?", fragte sie neugierig.

Er schwieg einen Moment, schien seine Worte sorgfältig zu wählen. "Vielleicht die Erkenntnis, dass es verschiedene Arten von Freiheit gibt", sagte er schließlich. "Die Freiheit zu gehen, aber auch die Freiheit zurückzukehren. Die Freiheit, Teil von etwas Größerem zu sein, ohne sich davon definieren zu lassen."

Eleonore betrachtete ihn erstaunt. Dies war eine neue Seite von Lestat – reflektierter, weiser, als sie ihn je erlebt hatte. "Das klingt fast philosophisch", neckte sie sanft.

Er lächelte schief. "Vielleicht werde ich in meinem Alter sentimental. Oder vielleicht..." Er hielt inne, sah ihr direkt in die Augen. "Vielleicht hast du mich mehr verändert, als ich zugeben möchte."

Die Intensität seines Blicks ließ ihr Herz schneller schlagen, eine Reaktion, die selbst nach all den Jahren ihrer Verbindung nicht nachgelassen hatte. Durch ihre Seelenresonanz konnte sie die Tiefe seiner Gefühle spüren – eine Mischung aus Zuneigung, Respekt und etwas, das sie nur als Liebe bezeichnen konnte, obwohl dieses Wort kaum ausreichte, um die komplexe Verbindung zwischen ihnen zu beschreiben.

"Also, zurück zum Tal?", fragte sie, ihre Stimme leiser, intimer.

"Noch nicht", antwortete er und nahm ihre Hand. "Es gibt noch einen Ort, den ich dir zeigen möchte. Einen Ort, der... bedeutsam für mich ist."

Ihre Neugier war geweckt. In all ihren Reisen hatte Lestat selten von persönlich bedeutsamen Orten gesprochen. Seine Vergangenheit war ein Thema, das er oft vermied, trotz ihrer wachsenden Nähe.

"Wo?", fragte sie.

"New Orleans", antwortete er. "Die Stadt, die einst mein Zuhause war. Die Stadt, wo ich Louis fand,

wo Claudia erschaffen wurde, wo..." Er brach ab, alte Erinnerungen schienen über sein Gesicht zu huschen. "Es ist Zeit, dass ich mich dieser Vergangenheit stelle. Und ich möchte, dass du bei mir bist, wenn ich es tue."

Die Bedeutung dieses Wunsches war ihr nicht entgangen. Lestat bat sie, ihn zu begleiten, nicht nur physisch, sondern emotional, durch eine Reise in seine komplizierte, oft schmerzhaftes Vergangenheit.

"Natürlich", sagte sie ohne zu zögern. "Wann brechen wir auf?"

Ein erleichtertes Lächeln erhellte sein Gesicht. "Morgen Nacht. Ich habe bereits Arrangements getroffen."

Sie nickte, drückte seine Hand, spürte, wie ihre Verbindung zwischen ihnen pulsierte, stark und lebendig. "Und danach? Nach New Orleans?"

Lestat blickte zum Himmel, wo zwischen den Wolken vereinzelt Sterne sichtbar waren. "Danach... vielleicht ist es Zeit, zum Tal zurückzukehren. Nicht für immer, aber für eine Weile. Um zu teilen, was wir gelernt haben, um zu sehen, was sich verändert hat."

"Und um Seraphina zu zeigen, dass du tatsächlich gewachsen bist", fügte Eleonore mit einem neckenden Lächeln hinzu.

Er lachte, ein echtes, warmes Lachen, das die Nacht zu erhellen schien. "Das auch. Ihr Gesicht wird unbezahlbar sein."

Sie standen noch eine Weile auf der Brücke, Hand in Hand, in komfortabler Stille. Die Nacht umhüllte sie wie ein schützender Mantel, die Stadt schlief um sie herum, und die Zukunft lag vor ihnen – ungewiss, aber voller Möglichkeiten.

Das Medaillon an Eleonores Hals pulsierte sanft, im gleichen Rhythmus wie ihre Verbindung zu Lestat. Es war ein Versprechen, eine Erinnerung, ein Anker in der endlosen Nacht ihrer Existenz.

Sie waren Wanderer zwischen den Welten – zwischen der Welt der Sterblichen und der Unsterblichen, zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Dunkelheit und Licht. Und in dieser Zwischenwelt hatten sie etwas gefunden, das seltener und kostbarer war als Unsterblichkeit selbst – eine Verbindung, die die Ewigkeit überdauern könnte.

Wohin ihr Weg sie auch führen würde – zu den vertrauten Pfaden des Tals der Bewahrer, zu den geschichtsträchtigen Straßen von New Orleans oder zu noch unentdeckten Horizonten – sie würden ihn gemeinsam gehen, verbunden durch Blut, durch Schicksal und durch eine Resonanz der Seelen, die selbst die ältesten Vampire nur aus Legenden kannten.

Die Nacht war jung, und die Ewigkeit wartete. Ihre Geschichte war nicht zu Ende – sie hatte gerade erst begonnen.

In einem verborgenen Raum tief unter den Straßen von Rom saß eine einsame Gestalt über einem alten Buch gebeugt. Der Raum war spärlich beleuchtet, nur eine einzelne Kerze warf flackernde Schatten an die mit Bücherregalen bedeckten Wände.

Der Mann – oder das Wesen, das einst ein Mann gewesen war – blätterte langsam durch die vergilbten Seiten, seine Finger lang und blass im Kerzenlicht. Auf dem aufgeschlagenen Blatt war eine Zeichnung zu sehen – ein ovales Medaillon mit einem seltsamen Symbol, das dem an Eleonores Hals verblüffend ähnlich sah.

"Faszinierend", murmelte er zu sich selbst, seine Stimme ein raues Flüstern nach Jahrhunderten des Schweigens. "Die Verbindung ist stärker geworden. Ich kann sie spüren, selbst über solche

Entfernungen."

Er schloss das Buch, lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Sein Gesicht blieb im Schatten verborgen, aber seine Augen glühten mit einem unnatürlichen Licht – alt, hungrig, geduldig.

"Bald", flüsterte er in die Stille. "Bald werden wir uns wiedersehen, Eleonore Deveraux. Du und dein kostbarer Lestat. Und dann..." Ein leises, kaltes Lachen entrang sich seiner Kehle. "Dann werden wir sehen, wie stark eure Verbindung wirklich ist."

Die Kerze flackerte, als würde ein plötzlicher Windstoß durch den fensterlosen Raum wehen. Für einen Moment wurde das Gesicht des Wesens beleuchtet – scharf geschnittene Züge, die einst schön gewesen sein mochten, nun aber von Jahrhunderten der Dunkelheit und des Hungers gezeichnet waren.

Es war nicht Magnus – Magnus war wahrhaft verbannt, für alle Ewigkeit gebunden an das Reich der Vergessenen. Aber es war jemand, der ihn gekannt hatte, jemand, der seine Geheimnisse geteilt hatte, jemand, der geduldig gewartet hatte, während die Welt sich wandelte und Imperien stiegen und fielen.

Jemand, der nun aus den Schatten trat, bereit, seinen eigenen Platz in der Geschichte der Unsterblichen einzunehmen.

Die Kerze erlosch, tauchte den Raum in vollkommene Dunkelheit. Aber in dieser Dunkelheit leuchteten zwei Augen weiter, glühten mit einem Hunger, der älter war als die Zivilisation selbst.

Die Geschichte war nicht zu Ende. Sie hatte gerade erst begonnen.

ENDE... ?